Literarische Miscellen

von

Vicomte v. Chateaubriand.

Uebersetzt

von

K. v. Kronfels.

Vierter Theil.

Freiburg im Breisgau.
Druck und Verlag von Friedrich Wagner.

1829.

Die literarischen Annalen,

oder

über die Literatur

vor und nach der Restauration,

von

Herrn Dussault.

Februar 1819.

Als Frankreich, der Anarchie müde, im Despotismus Ruhe suchte, da bildete sich eine Art von Verein talentvoller Männer, um uns mittelst vernünftiger literarischer Anweisungen zu jenen Lehren zurückzuführen, welche auf die Erhaltung des gesellschaftlichen Zustandes abzwecken. Die Herren Laharpe, Fontanes, Bonald, Vauxcelles, Guenaux

von Müssy lieferten Beiträge in den Merkur; die Herren Düssault, Felez, Fievée, St. Victor, Boissonnade, Geoffroy, Boulogne in das Journal des Debats. Herr Düssault sagt: «Man «sah, in jener für die Wissenschaften so merkwür«digen Zeit, Talente vom ersten Rang in perio«dischen Schriften auftreten, um allen falschen Sy«stemen den Krieg zu erklären. . . .

«Das ganze Gebäude der öffentlichen Meinung «war, so zu sagen, von Neuem aufzuführen. Ueb«ler Wille und Irrwahn hatten alles in der Staats«wissenschaft verkehrt, so wie in der Moral und «Literatur; die wahren Grundsätze aller Gattung «waren verachtet, verschrieen, vergessen; alles was «dem gesellschaftlichen Zustande als Sicherheits«und Bindemittel gilt, war über den Haufen ge«worfen, und die, mehr als man glaubt, mit «den Grundlagen der Gesellschaft in enger Verbin«dung stehenden Regeln des Geschmacks hatten das «allgemeine Schicksal getheilt.»

Mit der Wiederkehr der Ordnung im Staate ward die revolutionäre Literatur niedergestürzt, und es wurde wieder mit Geschmack geschrieben.

Buonaparte begünstigte dieses Unternehmen, obgleich er wohl wußte, daß beinahe alle diejenigen, welche an demselben Antheil nahmen, Feinde seiner Regierung waren. Er sagte eines Tages

zu Herrn von Fontanes: «Es giebt in Frankreich «eine zweifache Literatur, die große und die «kleine; diese letztere ist für mich, jene nicht.» Und doch ließ er der großen Literatur ihren Lauf, welche nach seinem eigenen Geständniß nicht von seiner Parthei war, aber durch die Zerstörung der revolutionären Grundsätze jene der Monarchie wieder emporbrachte. Da er nichts anderes wollte, als Herrschen, so lag ihm wenig daran, welche Hand ihm den Scepter dazu reichte. Auch dermalen hat die Regierung die kleine Literatur für sich; die große schweigt.

Von dem Zustande der Literatur unter Buonaparte ist ein schätzbares Denkmal übrig geblieben, und dieß ist die in der Ueberschrift dieses Artikels angeführte Sammlung. Bei dem größten Theil der in den literarischen Annalen enthaltenen Artikel würde man, wenn sie heutzutage erschienen, über altfränkisches Wesen, Fanatismus schreien; aber wahrscheinlich würden sie bei der Censur nicht durchgehen. Welcher Censor, zum Beispiel, wäre verwegen genug, folgende Stelle drucken zu lassen?

«Gewiß sollten unsere klugen Denker, sagt der «Verfasser der literarischen Annalen, nicht «ohne heimliches Grauen den Namen Boileau aus«sprechen; sie sollten fürchten, ihn aus der Asche «erstehen, und sich durch ihn entlarvt zu sehen. Wie

«vielen Stoff hätte nicht das letzte Jahrhundert für «seine satyrische Laune geliefert! Unter den Fah«nen der Philosophie hätte er so viele schlechte «Schriftsteller zu verspotten, so viele Scheingelehrte «zu entkleiden, so viele unverdient berühmt Gewor«dene an ihren wahren Platz zu stellen gefunden; «einen schwülstigen Redner wie Thomas, einen «wahnsinnigen Schreier wie Diderot, einen ma«nierirten Schöngeist wie d'Alembert, einen «Träumer lächerlicher Systeme wie Helvetius, «hätte er wohl sonderbar angeblickt, und mit der «Geißel der Satyre gezüchtigt; eben so alle die «Tragödienschreiber à la Shakspeare, und alle die «Verfasser von langweiligen gräulichen Dramen, «und eiskalten Lustspielen, dann die ganze Rotte «literarischer Ränkeschmiede aller Gattung, welche «von der Kunst zu schreiben sehr wenig, desto mehr «aber von jener, sich einen Ruf zu verschaffen, ver«stunden, und jenen Haufen neuer Cottins und «Pelletiers, welche sich hinterlistigerweise der «Bewunderung ihres Zeitalters bemächtigten, wäh«rend sie nur desselben Verachtung verdienten. «Aber da die Welt Männer, wie Boileau war, nur «selten hervorbringt, und zwei so kraftvolle Talente «in einem so kleinen Zeitraum nicht leicht erzeugt, «so denke man sich Voltaire, mit seiner seltenen, so «oft mißbrauchten Anlage zum Spott, wenn er diese «in seiner Hand so fürchterliche Waffe gegen die,

«deren Beschützer und Haupt er seyn wollte, ge«wendet, wenn er sie öffentlich verspottet hätte, «so wie er es oft insgeheim that. Ist es zu glauben, «daß das ganze Gebäude erkünstelten, auf Sand «und Koth erbauten Ruhmes den Streichen, die er «gegen dasselbe geführt hätte, widerstanden haben «würde? Hätte er gegen die falsche gefährliche «Philosophie seiner Zeit nur die Hälfte des Witzes «gebraucht, den er gegen die nützlichsten und ehr«würdigsten Einrichtungen ergoß, so wäre es um so «viele schöne Systeme, um so vieler Männer glän«zenden Ruf, um das ganze erhabene Lehrgebäude «geschehen gewesen, dessen herrliche Wirkungen wir «zu würdigen gelernt haben, nachdem wir so lang «und so thöricht desselben Theorieen bewunderten.»

Ich wiederhole es, heutzutage lege man einen solchen Artikel der Censur vor, und sie wird darin eine Verschwörung gegen den König, den Tod der Verfassungsurkunde, die Zurückberufung der Mönche und die Wiederkehr zum Lehenswesen finden.

Indessen scheinen diese Ideen zur Zeit, da man sie äußerte, Jedermann so natürlich, daß sie kaum einen Widerspruch fanden. Herr von Barante, in einem merkwürdigen Werke über die französische Literatur im 18. Jahrhundert, spricht mit eben so geringer Achtung von den Schriftstellern jener Zeit: «Das sind, sagt er, Schriftsteller,

«welche mitten in einer leichtsinnigen Gesellschaft «leben, deren Geist sie einsaugen, deren Meinungen «sie aussprechen; sie erwecken und theilen eine Be«geisterung, welche zugleich die geringfügigsten und «ernsthaftesten Dinge zum Gegenstande wählt; sie «urtheilen nach schnell vorübergehenden Eindrücken «über alles leichthin, bekümmern sich wenig um «Fragen, welche in früherer Zeit verhandelt wur«den; sie schätzen Vergangenheit und Gelehrsamkeit «gering, neigen sich ohne Ueberlegung zum Zweifel, «und zwar nicht aus Unentschlossenheit, als Folge «des Nachdenkens, sondern vielmehr aus Vorsatz, «schon vorhinein an nichts zu glauben. Kurz, noch «niemals war der Name Philosoph so wohlfeil zu «erhalten.»

Die Philosophen, welche um so geringen Preis ihren Titel erhalten hatten, verdienten wohl durch diejenigen entlarvt zu werden, welche Opfer ihrer Grundsätze geworden. Beim Anblick des Vereins, der sich gegen jene ersten Urheber unserer Leiden bildete, hält sich der Verfasser der lit. Annalen seines Sieges für gewiß: «Man ist enttäuscht, «sagt er; der literarische Charlatanism und die phi«losophischen Phantasmagorien haben ihren Zauber «verloren. . . . Welch sonderbares Schauspiel «bot die französische Literatur dar! Man sah sogar «erbärmliche Poeten, die nichts als ein Paar Verse «im Kopfe hatten, hoffärtige gedankenleere Tragö-

«dienschreiber, sich zu Gesetzgebern aufwerfen . . .
«Sie sagen, es fehlt uns ein Publikum zu unsern
«Werken. . . . Ja wohl, ihr Herren! und dieses
«Publikum wird auch noch lange fehlen; denn man
«ist jetzt ganz im Reinen über eure thörichten
«Gedanken, über eure unvernünftigen Systeme.»

Warum wurde nicht wahr, was der Verfasser sprach! Allein konnte er voraussehen, daß dieselben Lehrsätze, welche für immer vernichtet zu seyn schienen, sobald wieder aufleben sollten? Konnte er es ahnen, daß jene Geburten einer unglücklichen gesetzlosen Zeit, mit der gesetzmäßigen Wiederkehr unter uns von Neuem erscheinen würden?

Will man einen merkwürdigen Vergleich anstellen: dann lese man die Artikel der literarischen Annalen, und vergleiche sie mit jenen, welche offen die Demokratie predigen, und in unsern censirten Blättern zu finden sind. Die kaiserliche Censur, welche die monarchischen Artikel passiren ließ, unterdrückte die demokratischen Artikel. Da war doch noch Verstand im Despotismus.

Wenn man in den literarischen Annalen die Artikel durchgeht, stößt man noch auf eine andere Bemerkung: man findet darin überall die Wiederauflage der Schriftsteller von Ludwigs des XIV. Zeit angekündigt; jetzt legt man die Werke aus Ludwigs des XV. Zeit neu auf. Man wollte erhalten will man jetzt zerstören?

Jetzt, wo gründliches Wissen, so wie alles übrige, verloren geht, ist die Herausgabe der Annalen ein wahrer Dienst, welcher den Wissenschaften geleistet wird. Man findet in dieser Sammlung durchaus gute redliche Grundsätze, richtiges Urtheil, guten Geschmack, deutliche Schreibart, die vorzüglich im Ernsten sich auszeichnet, eine lebhafte Kritik, und Talent, welchem Verstand eine ungezwungene Beredsamkeit leiht. Indessen fanden wir doch in den Annalen einen Grundsatz, dem wir nicht völlig beizustimmen geneigt wären. Der Verfasser glaubt, die Kritik unterdrücke nur die schlechten Schriftsteller; sie sey nur ein Schrecken für die Mittelmäßigkeit. Wir sind nicht ganz dieser Meinung.

Es war allerdings heilsam, am Schlusse des philosophischen Jahrhunderts die Bücher und Menschen, die so viel Unglück über uns gebracht hatten, mit Strenge zu behandeln, so viele durch Mißbrauch berühmt gewordene Männer auf ihren wahren Werth zurückzuführen, und alle die Götzen von ihrem Fußgestelle herabzuschleudern, welche unsern Weihrauch empfiengen, bis unsere Thränen ihn löschten. Aber stünde nicht zu besorgen, daß bei solch fortwährender Strenge unserer Urtheile uns eine üble Laune zur Gewohnheit würde, von der wir uns dann schwer loszumachen im Stande seyn würden. Das einzige Mittel, dieser Laune zu große Gewalt über uns zu

hemmen, wäre vielleicht, die kleinliche und leichte Kritik der Fehler aufzugeben, dafür aber mit jener größern und schwereren der Schönheiten sich zu befassen. Die Alten, unsere Lehrer, geben uns hierin wie in allem das Beispiel. Aristoteles beschäftiget sich in dem 24. Kapitel seiner Dichtkunst, die Mittel aufzusuchen, um gewisse Fehler des Homer entschuldigen zu können, und er findet ein Dutzend Antworten, gerade nicht mehr und nicht weniger, auf die Einwürfe der Tadler, was äußerst naiv klingt bei einem so großen Manne. Horaz, dessen feiner Geschmack bekannt ist, will, daß man einige Flecken übersehe: Non ego paucis offendar maculis. Quintilian findet selbst in den von ihm verworfenen Schriftstellern Stoff zum Lobe, und wenn er im Lucanus die Kunst des Dichters tadelt, so erkennt er ihn auf der andern Seite für beredsam: Magis oratoribus quam poetis enumerandus.

Der Tadel, und sey er noch so treffend, verfehlt den Zweck, wenn er allzuscharf ist. Statt den Schriftsteller zu bessern, empört solche Kritik, bestärkt ihn dadurch in seinen Fehlern, oder benimmt ihm den Muth; was ein wahres Unglück ist, wenn er ein Mann von Talent ist.

Es scheint also, man sollte das was gut in einem Schriftsteller ist, freimüthig loben; dagegen aber das nicht Gute mit Schonung und auf eine an-

ständige Weise rügen. Racine, in seinem reifen Alter ein Vorbild von Natürlichkeit und Einfachheit, war in seiner Jugend nicht frei von Ziererei und Unnatur. Würde ihn wohl Boileau zu den Grundsätzen des guten Geschmacks zurückgeführt haben, wenn er dem jungen Dichter blos auf eine rauhe Weise die Mängel seiner Schreibart vorgehalten hätte? Er richtete zugleich mit seinem Tadel des Verfassers der Thebaide folgende Verse an den Verfasser der Phädra:

Que peut contre tes vers une ignorance vaine?
Le Parnasse français, ennobli par ta veine,
Contre tous ces complots saura te maintenir,
Et soulever pour toi l'équitable avenir.
Eh! qui, voyant un jour la douleur vertueuse
De Phèdre, malgré soi perfide, incestueuse,
D'un si noble travail justement étonné,
Ne bénira d'abord le siècle fortunè
Qui, rendu plus fameux par tes illustres veilles,
Vit naître sous ta main ces pompeuses merveilles!

(Was vermögen gegen deine Verse eitle Schwachköpfe? Der durch deine Gesänge geehrte Parnaß wird gegen solche Umtriebe dich zu schützen, und die billige Nachwelt dir zu gewinnen wissen. Und wer, der einst den tugendhaften Schmerz einer gegen ihren Willen treubrüchigen, ehebrecherischen Phädra sieht, wird nicht über das erhabene Werk erstaunen, und das Jahrhundert glücklich preisen, das durch deinen

Ruhm den seinen mehrend, jene wundervollen Schöpfungen aus deiner Hand empfieng?)

Bossuet war in seiner Jugend, wie schon gesagt, einer der Schöngeister aus dem Pallaste Rambouillet. Wenn die Kritik wegen einiger auffallender Stellen einen so feurigen Mann, wie der Bischof von Meaux war, geneckt hätte, würde sie ihn da wohl gebessert haben? Nein, gewiß nicht! Aber da dieses kraftvolle Genie anfänglich nur Wohlwollen und Bewunderung fand, so unterwarf es sich gleichsam von selbst jener Vernunft, welche mit den Jahren kömmt; es reinigte sich stufenweise, und erschien bald in seinem vollen Glanze; es glich einem Strome, welcher, von seinem Ursprung sich entfernend, nach und nach die Erdtheile absetzt, die seine Quelle trübten, und in der Hälfte seines Laufes eben so klar als tief und prächtig wird.

Dieß ist nicht bloß etwa eine rednerische Floskel; es ist eine Thatsache; denn die mangelhaftesten Stellen in Bossuets Predigten sind in seinen Leichenreden zu den herrlichsten Stellen geworden. Kennten wir heutzutage Bossuet nur aus seinen Predigten, würden wir da wohl gerecht genug seyn, jene Züge aufzufassen, die wir in seinen Leichenreden bewundern? Würden wir nicht über dem Schlechten das Gute vergessen, und Män-

gel und Schönheiten mit einander in eine Klasse werfen?

Zu strenge Kritik kann übrigens noch auf eine andere Weise einem originellen Schriftsteller Schaden thun. Es giebt Fehler, welche sehr nahe an Schönheiten grenzen, von ihnen unzertrennlich sind, und das Wesen der Eigenthümlichkeit mancher Köpfe begründen. Will man durchaus die einen damit verbannen, so zerstört man damit auch die andern. Man nehme Lafontaine seine Unkorrektheit, und alsbald wird das Naive seiner Schreibart zum Theil verloren gehen; man nehme dem Styl Corneilles das Vertrauliche, und er wird nicht mehr so herrlich erscheinen. Das will jedoch nicht sagen, man soll inkorrekt und ohne Zierlichkeit schreiben; es will blos so viel sagen, daß bei Talenten des ersten Ranges die Unkorrektheit, das Vertrauliche der Schreibart, oder jeder andere Fehler durch eine nicht erklärbare Verbindung mit ausgezeichneten Eigenschaften zusammenhängen könne. Montaigne sagt: «Wenn ich starke Geister so rasch, so gründlich, so muthig sprechen höre, so denke ich dabei nicht: das ist gut gesagt, sondern: das ist gut gedacht.» Rubens wollte der Kritik zu gefallen bei einigen seiner Bilder richtiger zeichnen; aber was geschah? etwas sehr merkwürdiges; er brachte es doch nicht dahin, rein zu zeichnen, verlor aber über dem Streben darnach die Schönheit der Färbung.

Also! Nachsicht, oder vorsichtige Beurtheilung für wahre Talente, sobald sie alssolche erkannt sind! Diese Schonung ist übrigens eine schwache Entschädigung für den in der Schriftsteller Laufbahn unvermeidlichen Verdruß. Nicht sobald genießt ein Schriftsteller jenen Ruf, der das Ziel aller seiner Wünsche war, so sieht er ein, wie ohne Bedeutung dieser Ruf für das eigentliche Glück des Lebens ist. Kann ihn Berühmtheit wohl entschädigen für die Ruhe, die er ihr zum Opfer bringt? Wird er jemals zu der Ueberzeugung gelangen, ob dieser Ruf nicht Partheisache, Folge besonderer Umstände, oder wahrer auf wirklichen Anspruch gegründeter Ruhm sey? So viele schlechte Bücher wurden schon gepriesen! Wie kann man also auf einen Ruf Werth setzen, welchen man so oft mit mittelmäßigen oder ehrlosen Menschen theilt? Man rechne hiezu noch die heimlichen Sorgen, mit welchen die Musen so gerne ihre Verehrer quälen, die Aufopferung freier Stunden, der Gesundheit u. s. w. Wer möchte so vielerlei Uebeln sich blosstellen, um der ungewissen Vortheile eines Rufes willen, den zu erlangen man nicht sicher ist, der wenigstens während seiner Lebenszeit dem Manne bestritten wird, und den die Nachwelt nach des Schriftstellers Tode vielleicht nicht anerkennen wird? Denn, welch großen Beifall man auch immer erndte, nie kann dieser Gewißheit über das

Talent des Schriftstellers geben, nur wenn dieser Beifall fortwährt, dann mag man über sich selbst ins Reine kommen. Allein! auch da zeigt sich wieder ein Gebrechen. Die Zeit, die dem Werke Leben giebt, tödtet den Verfasser, und er stirbt, ehe er weiß, daß er unsterblich ist.

Sollte man glauben, daß wir durch diese Bemerkungen den Ruhm der Schriftsteller herabsetzen wollten, so würde man groß irren: es ist unter allen Gattungen von Ehre diese die vorzüglichste. Ueber die öffentliche Meinung schalten, die Köpfe beherrschen, die Gemüther in Bewegung setzen, und diese Macht über alle Orte, über alle Zeiten ausdehnen, das ist eine Herrschaft, mit der keine andere vergleichbar ist. Man kann, wenn man diese Gewalt besitzt, jedem Ungemache die Stirne bieten. Die griechische Grabschrift sagt: «Epiktet, der Bucklige, der Sklave, war dürftig wie Irus, aber dennoch der Liebling der Götter.»

Allein! wie viele giebt es solcher Geister, die als Könige geboren werden, denen die Natur von Rechtswegen die Herrschaft zugesteht? Wenn unter einer Unzahl von Schriftstellern nur einige wenige vom Himmel begünstigte die Auserwählten sind, sollten dann die anderen eine Laufbahn verfolgen, wo sie, ohne der Gesellschaft zu nützen,

nur Armuth, Dunkelheit, Spott gewinnen; eine Laufbahn, wo beleidigte Eigenliebe sie zu den unglücklichsten, oft zu den bösartigsten Menschen umwandlen können? Das Verhältniß des einen Treffers auf Tausende von Nieten ist zu nachtheilig, als daß man sein Glück versuchen sollte:

Soyons plutot maçon.

Wir haben zufällig, mit ziemlicher Richtigkeit, das Schicksal Frankreichs vorhergesagt; leichter können wir noch seine literarische Zukunft weissagen. Die Art Ohnmacht, in welcher wir durch das unfruchtbare System unserer Staatsverwaltung ruhen, wird mit diesem System verschwinden; allein immer wird unsere Literatur an den Gebrechen des Alters, und der daraus folgenden Hinfälligkeit leiden.

Also nicht ohne Nutzen für seine Ehre, jedoch ohne Nutzen für uns, ist Herr Düssault in der letzten Zeit mit den Herren Fontanes und Laharpe aufgetreten, um unsere Literatur zu erleuchten. Er konnte nur Licht auf Ruinen werfen, so wie Quintilian nach dem Jahrhundert Augusts Rathschläge nur Leuten gab, die davon keinen Vortheil ziehen konnten; eben so sah man unter Hadrian die Kunst einen Augenblick lang im Glanze der schönen griechischen Zeit wieder aufleben:

Quelquefois un peu de verdure
Rit sur la glace de nos champs;
Elle console la nature,
Mais elle sèche en peu de temps.

(Manchmal blickt ein wenig Grün durch unsere eisbedeckten Felder; es erfreut die Natur, welket aber bald.)

Wir werden immer mehr und mehr der Barbarei uns nähern. Alle Gattungen sind erschöpft: Verse liebt man nicht mehr; die Meisterwerke der Bühne werden uns bald langweilen, und so wie alle ausgearteten Völker, werden wir am Ende Pantominen und Thierkämpfe den unsterblichen Bühnenwerken Corneilles, Racines und Voltaires vorziehen. Ich habe zu Athen die Zelle eines türkischen Mönchs zu oberst auf dem Fries am Tempel des olympischen Jupiters gesehen; zu Jerusalem die Hütte eines Ziegenhirten mitten unter den Ruinen des Salomonischen Tempels; zu Alexandrien das Zelt eines Beduinen am Fuße der Pompejussäule; zu Karthago einen maurischen Begräbnißplatz unter den Ueberresten des Pallastes der Dido . . . so enden Reiche und Staaten.

Ich will es gestehen; ich verweilte mit einem nicht ganz von schmerzlicher Empfindung freien Vergnügen bei den literarischen Annalen; ich gedachte der Zeit, wo auch ich mit der damals allein erlaubten Waffe für die Monarchie kämpfte; wo ich

die Religion im Herzen der Franzosen wieder zu erwecken trachtete, auf daß sie einen Blick in die Vergangenheit thun, über der Asche ihrer Väter sich erweichen, daß sie sich erinnern sollten, wie noch ein Sprößling jener Könige am Leben sey, unter deren Herrschaft Frankreich so viel Ehre, so vieles Glück genoß. Der Verfasser der Annalen hat diese Werke, die mehr des Unglücks als des Talentes Früchte waren, angekündigt. Indem ich jetzt wieder lese, was er damals über mich sagte, denke ich zurück an die Jahre meiner Jugend, der Freundschaft, der Studien, und es wandelt mich die Sehnsucht an nach dieser Zeit. Damals lebten noch Hoffnungen in unsern Herzen.

Des Grafen von Boissy-D'Anglas

Versuch

über das Leben, die Schriften und Meinungen des Herrn von Malesherbes.

März 1819.

Der philosophische Geist, welcher unsere Literatur zur Ausartung brachte, hat vor allem unsere Geschichte entstellt. Sitten hielt er für Vorurtheile, Maximen stellte er auf statt Gemälde, und ein kalter absoluter Verstand trat an die Stelle jener relativen Vernunft, welche aus dem Wesen der Dinge hervorgeht, und die Eigenthümlichkeit der Jahrhunderte ist.

Dieser nämliche Geist mißt die Menschen, wenn er sie prüft, nur nach seinen eigenen Gesetzen; er richtet über sie weniger nach ihren Handlungen als nach ihren Meinungen, und manchen Menschen vergiebt er ihre Tugenden nur in Betracht auf ihre Irrthümer.

Diese Bemerkungen sind keineswegs auf den Verfasser des Versuchs über das Leben Malesherbes anwendbar. Herr Graf von Boissy-D'Anglas weiß, was Muth und edles Gefühl ist: nur wäre zu wünschen, er hätte sein Werk mit einer den Partheigeist weniger anregenden Stelle eröffnet. Wozu diese Umständlichkeit über die Leiden, welche die Protestanten zu erdulden hatten? Ist es eine väterliche Unterweisung, die der Verfasser an seine Kinder richtet, so ist sie viel zu lang; ist es eine historische Abhandlung, so ist sie viel zu kurz. Die Geschichte will vor allem, daß man nichts verschweige, und daß nicht ein Theil des Gemäldes im Schatten ruhe, während der andere ausschließlich beleuchtet wird. Der Herr Graf klagt über die Verbannung der Kalvinisten, und die strengen Gesetze, die sie trafen. Jeder rechtliche Mann theilt seinen Unwillen; aber warum führt er nicht zugleich an, daß die Protestanten zu Nantes zweimal die Katholiken umbrachten; das erstemal im Jahr 1567, und das zweitemal im Jahr 1569, ehe die Katho-

liken im Jahr 1572 die Protestanten tödteten. *) Er eifert gegen die Lobrede auf Ludwig den XIV. wegen Zurücknahme des Edikts von Nantes; allein diese Lobrede ist gerade ein sehr schätzbares geschichtliches Denkmal. Wenn der Abbé Caveyrac behauptet, der St. Bartholomäustag sey weit weniger blutig gewesen, als man glaubte, so ist dieß glücklicherweise eine ganz erwiesene Thatsache. Als noch die vatikanische Bibliothek sich zu Paris befand (ein unermeßlicher Schatz, an den fast Niemand dachte) ließ ich Nachforschungen anstellen, und fand über den St. Bartholomäustag äußerst wichtige Urkunden. Wenn irgendwo hierüber Wahres zu finden ist, so trifft sich dieß in den Briefen, welche in Chiffern an den Papst geschrieben, und für immer geheim gehalten zu werden bestimmt waren. Aus diesen Briefen geht unwiderlegbar hervor, daß das Blutbad vom St. Bartholomäustage nicht eine vorhinein beschlossene Sache war, daß es nur plötzliche Folge einer Wunde war, welche der Admiral empfieng, und daß es nur eine gewisse Anzahl von

---

*) Zu Nantes hatten die Protestanten zweimal die Katholiken ermordet, und am St. Bartholomäustage weigerten sich die Katholiken dieser Stadt, die Protestanten umzubringen. Ich könnte wohl noch mehreres anführen, wollte ich von den ersten Zeiten der Revolution sprechen.

Schlachtopfern traf, welche freilich auf jeden Fall nur zu groß war, allein weit hinter den Berechnungen einiger leidenschaftlicher Schriftsteller blieb. Der Graf von Boissy-D'Anglas verräth durchaus aufrichtigen Abscheu gegen alle revolutionäre Ausschweifungen; würde er indessen die Meinung äußern, man habe die Anzahl der gemordeten Menschen übertrieben, hätte man da nicht großes Unrecht, wenn man ihn beschuldigen wollte, als rede er Mord und Verbrechen das Wort?

Was die Gesetze betrifft, unter welchen die Protestanten in Frankreich seufzten, so läßt sich die Frage aufstellen, ob diese Gesetze wohl drückender seyen, als jene bekannten Entdeckungsgesetze (laws of discovery) welche noch heutzutage gegen die Katholiken in Irland bestehen? Durch diese Gesetze sind die Katholiken aller Waffe beraubt; sie können keinen Grund und Boden kaufen; das Kind, welches der katholischen Religion entsagt, erbt ausschließlich, wenn es auch das jüngstgeborne ist. Schwört der Sohn seine Religion ab, so verliert der Vater die Gewalt über sein eigenes Vermögen, bezieht aber aus diesem letztern einen Jahrsgehalt, der an seinen Sohn übergeht. Kein Katholik kann auf länger als auf zwanzig Jahre einen Pacht abschließen. Die Geistlichen, welche Messe lesen, sollen außer Lands geschafft, und wenn sie wieder kommen, aufgeknüpft werden. Besitzt ein Katholik

ein Pferd, das mehr als fünf Pfund Sterling werth ist, so soll es ihm weggenommen, und dem Angeber gegeben werden.

Was soll man aus diesen bedauernswerthen Beispielen folgern? Daß überall Gewalt zum Mißbrauch führe; daß überall Katholiken und Protestanten, wenn Leidenschaft sie treibt, die heiligsten Mittel zu gottlosen Zwecken wenden; daß endlich Religion und Philosophie nicht lauter Heilige und Weise zu Bekennern haben.

Uebrigens wollen wir die Menschen nicht nach dem, was sie sagten, sondern nach dem, was sie thaten, richten. Wir wollen den Herrn von Malesherbes betrachten, wie er, 72 Jahre alt, aus seiner Einsamkeit hervortritt, und seinem alten Herrn, der ihn beinahe ganz vergessen hatte, das Ansehen seiner weißen Haare und die ehrwürdige Stütze seines Greisenalters anbietet. Herr von Boissy-D'Anglas sagt sehr schön: «Als an die «Stelle der Pracht und des Glanzes von Versailles «die Dunkelheit des Tempelgefängnisses getreten «war, da konnte Herr von Malesherbes zum drit«tenmal der Rathgeber eines Mannes werden, der «ohne Krone und in Ketten war, der nichts zu ge«ben vermochte, als die Ehre, auf dem Schaffot «gleich ihm seine Tage zu beschließen.»

Herr von Malesherbes schrieb an den Präsiden-

ten des Convents, und bot sich als Vertheidiger des Königs an.

«Ich verlange nicht, so sagte er in seinem «Schreiben, daß Sie dem Convent mein Anerbieten «eröffnen; denn ich bin weit entfernt, mich für eine «so wichtige Person zu halten, daß er sich mit mir «beschäftigen möge; allein zweimal schon ward ich «als Rathgeber zu demjenigen berufen, der einst «mein Herr war, und in einer Zeit, als jedermann «eine solche Stelle beneidete; ich bin ihm den näm«lichen Dienst zu leisten schuldig, in einer Zeit, «wo dieß vielen Leuten als gefährlich erscheint.»

Plutarch hat uns nichts hinterlassen, was von einem anspruchsloseren Heldenmuthe zeugte. In Seelen, denen Tugend angeboren ist, ist diese Tugend eine ganz natürliche, keiner Anstrengung bedürfende Handlung; sie ist nicht mehr, als alle andere Lebensäußerungen.

Ludwig XVI. erschien vor den Schranken des Convents den 26. Dezember. Herr von Seze schloß seine Vertheidigung mit folgenden Worten, welche im Gedächtniß der Menschen blieben: «Ludwig kam «durch unzählige Opfer den Wünschen des Volkes «entgegen, und doch begehrt man im Namen dessel«ben Volkes heute. . . . . Bürger, ich «vollende nicht; ich schweige im Angesicht der Ge«schichte.»

Sie verstummten nicht vor der Geschichte! Sie boten ihr Trotz! Ahnten sie vielleicht, daß diese ihnen Ludwigs des XVIII. Erbarmen bringen würde?

Herr von Malesherbes trat mit den Herren von Seze und Tronchet vor den Convent, um eine Frist zu verlangen, einen Aufruf an das Volk, und um gegen die Art Klage zu führen, wie die Stimmen gezählt wurden. Er konnte nur einige durch Thränen unterbrochene Worte stammeln. Er hatte sich aufopfern wollen, und er ward beim Wort genommen; denn er erhielt den Auftrag, dem Könige den unseligen Beschluß zu eröffnen. Wir wollen ihn selbst hören, wie er diesen Auftritt im Gefängnisse dem Herrn Hüe erzählt:

«Ich sehe noch den König vor mir (Herr von «Malesherbes spricht); er hatte den Rücken gegen «die Thüre gewendet, die Ellenbogen auf den Tisch «gestützt, und das Gesicht mit der Hand bedeckt. «Bei dem Geräusch, das mein Eintritt verursachte, «erhob er sich; seit zwei Stunden, sagte er zu mir, «forsche ich in meinem Gedächtnisse, ob ich während «der Dauer meiner Regierung meinen Unterthanen «wissentlich irgend einen gerechten Anlaß zur Klage «gegen mich gegeben. Ich schwöre Ihnen hiemit auf«richtig, daß ich von Seite der Franzosen nicht den «geringsten Vorwurf verdiene.»

Herr von Malesherbes fiel vor seinem Herrn

auf die Kniee, und wollte ihm sein Schicksal verkünden. «Die Thränen erstickten ihn, sagt Clery, und «es währte einige Augenblicke, bis er zur Sprache «kommen konnte. Der König hob ihn auf, und schloß «ihn liebevoll in seine Arme. Herr von Malesher«bes theilte ihm sein Todesurtheil mit. Der König «machte nicht die geringste Bewegung, welche Er«staunen oder Betroffenheit verrathen hätte; nur «der Schmerz des ehrwürdigen Greises schien ihn «zu beschäftigen, und er versuchte es, ihm Trost ein»zusprechen.»

Gewöhnliche Menschen wirft das Unglück nieder, und sie heben sich nicht mehr empor. Große Menschen, wenn auch von Unglücksfällen bestürmt, wandeln ihren Weg; der starke Kriegsmann erträgt eine schwere Rüstung. Nachdem das Verbrechen verübt war, zog sich der ehrwürdige Vertheidiger des Königs wieder nach Malesherbes zurück; aber nicht lange, so holten ihn daselbst die Henkersknechte. Er wurde in dem Gefängnisse von Port-Royal mit beinahe allen seinen Anverwandten eingesperrt.*) Sein tugendhafter Schwiegersohn, Herr von Rosambo, verlor zuerst das Leben. Sodann trat der redlichste

---

*) Frau von Rosambo und ihr Sohn, Herr und Frau von Chateaubriand, Herr und Frau von Toqueville, Herr Lapelletier von Aunay.

der Staatsdiener vor die unredlichsten Richter, sammt seiner Tochter, der Frau von Rosambo, seiner Enkelin, der Frau von Chateaubriand, Gattin meines ältern Bruders, welchen dieselben Richter und dasselbe Schaffot zu Theil wurden. Man verzeihe mir diese Familieneitelkeit. Herr Malesherbes wird in dem Protokoll als der von Amtswegen ernannte Anwalt desjenigen, der unter dem Namen Ludwig XVI. regiert hatte, genannt. Man fragte ihn, ob jemand ihn zu vertheidigen übernommen habe. Er erwiederte das einzige Wörtlein: Nein, und das Gericht ernannte ihm einen Vertheidiger von Amtswegen, Herrn Düchateau. So fand also derjenige, welcher aus eigenem Antrieb die Vertheidigung Ludwigs des XVI. übernommen hatte, keinen freiwilligen Vertheidiger für seine Person. In jener Zeit, wo jeder Unschuldige ein Verbrecher war, wichen vor einem 50jährigen tugendhaften Lebenswandel die Rechtsbeistände eben so erschrocken zurück, wie sie in Tagen der Gerechtigkeit manchmal ihre Hülfe allzu großen Verbrechern versagen. Herr von Boissy-D'Anglas sagt, der Schrecken habe alle Herzen versteinert; alle wohl, jedoch jene der Schlachtopfer selbst nicht.

Der Biedermann hörte sein Urtheil mit der tiefsten Ruhe an; man hätte glauben können, er habe es nicht vernommen; so unempfindlich schien er dabei zu seyn; aber seine Kinder thaten ihm leid, da

auch sie das gleiche Schicksal traf. Er verließ den Kerker nur um den Tod zu empfangen, gestützt auf seine Tochter, die Frau von Rosambo, hinter welcher wieder ihre Tochter und der Schwiegersohn giengen. Im Augenblick, als dieser Trauerzug über die Schwelle der Gefängnißthüre trat, erblickte Frau von Rosambo das Fräulein von Sombreuil, die wegen ihrer Liebe zu ihren Eltern so bekannt war. «Fräulein! sagte sie zu ihr, sie haben das Glück «gehabt, ihren Vater zu retten; ich werde so glück«lich seyn, mit dem meinigen zu sterben.»

«Herr von Malesherbes» (ich kann nicht besser thun, als wenn ich hier eine Stelle aus dem Grafen Boissy-D'Anglas abschreibe) «Herr von Malesher«bes hatte gelebt, wie Sokrates, und er sollte «auch sterben, wie er. Indessen war sein Tod «schmerzlicher, weil er vor seinem Ende noch den «Tod eines Theiles seiner Angehörigen mit ansehen «mußte, und man seine Hinrichtung verzögerte, um «sie desto peinlicher zu machen.

«So endete zugleich seine Vaterlandsdienste «und seine Tage einer der Menschen, welche die «Achtung und Verehrung der Zeitgenossen und der «Zukunft in vorzüglichem Grade verdienten. Man «kann behaupten, daß er durch seine hohe reine «Tugend das Geschlecht der Menschen ehrte, «während er diesem zugleich durch seine freund-

«liche liebevolle Gemüthsart allgemeine Zunei«gung erwarb.«

Das Lob des Herrn von Malesherbes wäre nicht vollständig, wenn man nicht hier die Worte aus Ludwigs des XVI. Testamente beifügte:

«Ich bitte die Herren von Malesherbes, Tron«chet und von Seze, meinen Dank und den «Ausdruck meiner Erkenntlichkeit für alle die Sor«ge und Mühe, die sie sich meinetwegen gaben, «zu genehmigen.»

Warum bemüht sich der Graf von Boissy-D'Anglas, welcher den Herrn von Malesherbes mit so vielem Rechte lobt, die Veränderung zu läugnen, welche in einigen Ansichten dieses berühmten Mannes erfolgte? Warum legt er ein so großes Gewicht darauf, zu beweisen, daß der Freund und Gönner des Jean Jacques Rousseau sich niemals angeklagt habe, an dem Unglück der Revolution durch seine Ideen Antheil genommen zu haben? Würde ein solches Geständniß in seinen Augen den Mann weniger groß, oder die Revolution etwa kleiner machen? Warum verwirft er die von den Herren Molleville und Hüe angegebenen Thatsachen? Warum trachtet er durch seine Angaben, die die eines Fremden sind, jene der Anverwandten des Mannes zu widerlegen? Ich habe selbst Herrn von Malesherbes gehört, wie er seine frühere Verbindung mit Condorcet bedauerte, und über diesen Philosophen

sich auf eine Art ereiferte, welche mir seine Worte hier zu wiederholen verbietet. Herr von Tocqueville, welcher eine zweite Enkelin des Herrn von Malesherbes heirathete, erzählte mir, daß dieser bewundernswürdige Mann den Tag vor seinem Tode zu ihm gesagt habe: «Freund! wenn du Kinder «bekommst, so erziehe sie zu Christen; das allein ist «das Rechte.»

Der treue Diener hatte also die Lehre, die ihm sein erlauchter Herr gegeben, sich zu Nutzen gemacht. Der gefangene König gab ihm den Auftrag, ihm einen unbeeidigten Priester zu verschaffen, und er sprach zu ihm: «Mein Freund! die Religion ge«währt ganz andere Trostgründe, als die Philo«sophie.»

Herr von Malesherbes entbehrte bei seinem Ende keineswegs religiösen Trost. Es befanden sich einige verurtheilte Priester mit ihm zugleich auf dem Karren, welcher ihn zu dem Richtplatz führte. Philosophische Toleranz hatte auf diese Art ein Mittel ausgefunden, den Christen, welche sie zum Tode führte, Beichtväter an die Seite zu geben.

Wir wollen zwischen den beiden Lehren einen Vergleich stiften. Die Philosophie mag die erste Hälfte von dem Leben Malesherbes in Anspruch nehmen; die Religion wird mit der andern Hälfte sich begnügen.

Wenn Herr von Boissy-D'Anglas außerdem noch behauptet: Herr von Malesherbes habe zu dem Wahlgesetz seine Beistimmung gegeben, so klingt das etwas sonderbar; denn bei der Sache hatte das Wahlgesetz nichts zu schaffen. Herr von Malesherbes starb als Opfer der demokratischen Meinung; will man in seinem Grabe wühlen, um ein dieser Meinung günstiges Urtheil zu finden, so wäre es vielleicht gerade da sehr schwer zu entdecken. Wäre es nicht Spielerei nachzugrübeln, was wohl Herr von Malesherbes, wenn er bis zur Restauration gelebt hätte, gewesen wäre, so würde ich hierüber wohl ganz andere Ansichten haben, als Herr von Boissy. Es giebt zwei Arten von Mäßigung; jene des Ohnmächtigen und jene der Kraft; mit der ersten kömmt man nicht vorwärts, mit der zweiten hält man an, wo und wann man will; bei der ersten erweckt alles Furcht, bei der zweiten ist man ohne Angst. Herr von Maleesherbes besaß diese letztere herrliche Mäßigung. Nie würde ihn das ewige Rufen der Mittelmäßigen und Furchtsamen: «du gehst zu weit!» aufgehalten haben. Er wäre folglich ein eifriger Royalist gewesen, er würde, so wie sein Kollege De Seze, gegen das Wahlgesetz gestimmt, die ministeriellen Grundsätze als gefährlich angesehen haben, und so in die Klasse der Exclusifs gefallen seyn, und die Liste derjenigen vergrößert haben, die wegen

Diensten, der Königssache geleistet, verabschiedet wurden.

Herr von Malesherbes war ein Mann nicht nach dem Jahrhundert. Dieses mit den Großthaten Ludwigs des XIV. im Vordergrunde und den Gräueln der Revolution im Hintergrunde, ist wie eingezwängt zwischen seinen Vor- und Nachmännern. Ludwigs des XV. Regierung ist die jämmerlichste Epoche unserer ganzen Geschichte: will man die Personen finden, die darin eine Rolle spielten, so muß man in den Vorzimmern des Herzogs von Choiseul, in den Salons der Frauen von Epinay und Geoffrin nachsuchen. Die ganze Gesellschaft löste sich auf: Staatsmänner verwandelten sich in Gelehrte, große Herren in Geldwechsler, Generalpächter in große Herren. Die Moden waren so lächerlich, als die Kunst geschmacklos; man malte in den Salons Hirtinnen mit Reifröcken, und Obersten saßen stickend am Tamburin. Da jedoch dieses Franzosen-Volk nie ganz ruhmlos bleiben kann, so gewann es noch die Schlacht von Fontenay, auf daß sein Ruhm sich nicht verjähre, und Montesquieu, Voltaire, Rousseau schrieben, um unsere Ansprüche auf Genie aufrecht zu erhalten.

Unser Ruhm nahm vorzüglich seine Zuflucht zu der Schriftstellerei, aber daraus entsprang ein anderes Uebel; es regnete Schriftsteller, man ward

berühmt mittelst eines bändereichen Wörterbuchs oder eines Gedichtes im Musenalmanach. Dorat und Diderot hatten ihre Verehrer. Die Dichter besangen die Zeit der fünf Beischläferinnen, und verdarben die Sitten. Die Philosophen bauten an der Encyklopädie und zerstörten Frankreich.

Indessen zeigten sich im Hintergrunde des Gemäldes einige merkwürdige Personen; sie gehörten sämmtlich zu dem ehemaligen Gerichtsstande. Einige unserer Familien vom Parlamentsadel erinnerten durch die Unschuld ihrer Sitten an jene Zeit, wo Heinrich III. bei seinem Besuche im Hause des Präsidenten De-Thou in Ermanglung eines Stuhles sich auf eine Kiste setzte. Herr von Malesherbes besaß die Kenntnisse, die Redlichkeit, die Herzensgüte und Heiterkeit der alten Zeit. Man erzählt tausend Züge von seiner Zerstreuung und seiner Natürlichkeit. Er lachte viel; sein Gesicht war so heiter, als sein Gewissen; beim ersten Anblick hätte man ihn für einen gewöhnlichen Menschen halten können; allein nicht lange, so entdeckte man in ihm das Ausgezeichnete; Tugend trägt auf ihrer Stirne den Stempel ihrer edlen Abkunft. Was die Liebenswürdigkeit und Vortrefflichkeit des Herrn von Malesherbes beweiset,

das ist, daß er mitten im Glück doch alle seine Freunde behielt; denn der größte Beweis der Freundschaft ist nicht Theilnahme an unserem Mißgeschick, sondern Vergebung unseres Wohlergehens. Wenn Herr von Malesherbes nur kurze Zeit in den Geschäften blieb, so geschah dieß, weil man mit einem gemachten Ruf nicht Gewalt erlangt, oder wenigstens nicht lang erhält. Nur Mittelmäßigkeit oder unbekanntes Verdienst können zu den ersten Stellen im Staate hinanklimmen und sich dort erhalten.

Zwei dem Herrn von Malesherbes entschlüpfte Worte beweisen seine Seelengröße. Als der König vor den National-Convent geführt ward, redete ihn Herr von Malesherbes immer mit den Worten: Sire oder Euer Majestät an. Treilhard hörte es, und rief ihm zu: «Wer giebt Ihnen den Muth hier diese «Worte zu sprechen, welche der Convent geächtet hat?» — Herr von Malesherbes erwiederte: «Meine Verachtung Eurer Person und meines Lebens.»

Der König fragte einst seinen alten Freund, auf welche Art er wohl die Herren von Seze und Tronchet belohnen könne: «Ich habe daran «gedacht, ihnen ein Legat auszusetzen, sagte der «unglückliche Monarch, aber wird man es aus-

«zahlen?» — «Es ist bezahlt, versetzte Herr von Malesherbes; Euer Majestät haben sie zu Ihren «Vertheidigern erwählt.»

In meiner Jugend hatte ich den Gedanken gefaßt, zu Lande den Durchgang nördlich von Amerika zwischen der Behringsstraße und dem grönländischen Meere zu entdecken. Herr von Malesherbes, dem ich das Vorhaben anvertraute, nahm an demselben sehr eifrigen Antheil; ich erinnere mich noch unserer langen geographischen Verhandlungen. Was er mir nicht alles empfahl! was ich ihm alles für Pflanzen für seinen Garten zu Malesherbes bringen sollte! Es ward mir nicht zu Theil, das Glück, diesen Garten zu verschönern, wo man

«einen Greis sah, gleich jenem des Virgil,
«einen Mann, der einem König glich, der den
«Göttern nahte, und wie diese ruhig und zufrie-
«den wandelte.» *)

Aber die schönen Cedern, welche der Greis

---

*) Un vieillard tout semblable au vieillard de Virgile,
Homme égalant les rois, homme approchant des dieux,
Et, comme ces derniers, satisfait et tranquille.

pflanzte, und die gleich seinem Ruhme emporwuchsen, werden jetzt durch meinen Neffen ehrfurchtsvoll gepflegt, der sein Pathenkind und Urenkel ist. Mit Vergnügen und gerechtem Stolze sehe ich meinen Namen an dem Ruheort des Weisen mit jenem Malesherbes gepaart. Wenn gleich der meine nicht, so wie jener des Unsterblichen, von Ruhme strahlt, so mag er wenigstens an einen treuen Mann erinnern.

Das

Panorama von Jerusalem.

April 1819.

Herr Prevot hat Jerusalem von der Höhe des Klosters St. Salvator aufgenommen. Von diesem Punkt aus übersieht man die ganze Stadt, und beinahe den ganzen Umfang des Gesichtskreises. In diesem Horizonte liegen, östlich und südlich, der Weg nach Bethlehem, die arabischen Gebirge, ein Theil des todten Meeres, und der Oelberg; nördlich und westlich die Gebirge von Sichem oder Naplusa, der Weg nach Damaskus, und die Berge Judäas auf der Straße nach Jaffa.

Alle diese Gegenden, so wie die kleinsten Umstände von Jerusalem, sind in meinem Reisetagebuch beschrieben, und dieses kann dem Pano-

rama zur Erklärung dienen. Es sey mir nur erlaubt, die Uebersicht der Stadt im Ganzen hier wieder zu geben, indem ich den Leser ersuche, zwei Dinge zu bemerken:

1. Mein Standpunkt, auf dem Oelberg, ist dem des Herrn Prevot gerade entgegengesetzt; im Panorama steht man dem Oelberg gegenüber, in meiner Beschreibung hat man Jerusalem gerade vor sich.

2. Ich befand mich im Monat Oktober in Judäa; die Sonne brannte; der Himmel glänzte, die Berge waren kahl, trocken, verbrannt. Herr Prevot sah Jerusalem im Winter, bei düsterem regnerischem Wetter, was sowohl der traurigen Lage der Stadt, als den Erinnerungen, die sie weckt, angemessen ist. Bis auf diese kleinen Unterschiede sind die beiden Gemälde wie eins nach dem anderen entworfen. Man lese also im Reisetagebuch die Beschreibung von Jerusalem nach.

So sieht heutzutage Jerusalem aus, und so stellt es das Panorama dar. Als natürlicher Gefährte aller Reisenden, in Gedanken ihr Gesellschafter bei Mühe und Gefahren, bewundere ich zu sehr die Kunst, und liebe zu sehr die Musen, als daß ich mir nicht zur Pflicht rechnen sollte, Frankreich die Talente anzupreisen, welche ihm Ehre brinnen können. Wir wollen dankbar seyn gegen den muthvollen Mann, der Gesundheit, Ruhe und Vermögen

seiner Kunst zum Opfer brachte. Und dieß ist noch nicht des Herrn Prevot größtes Opfer; er verlor sogar einen Neffen, einen jungen Maler, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte, aber als ein wahrer Märtyrer der Kunst im Angesichte Griechenlands starb, und seinen Leichnam den Wellen überließ, die das Vaterland des Apelles bespülen. So sind Leiden des Reisenden Antheil, während wir, die wir davon Nutzen ziehen, uns an diesen Reisen ergötzen; wir wandern bis an das Ende der Welt, ohne unser Vaterland zu verlassen. Uebrigens muß man am Ende immer dahin zurück, und hat man alle Städte der Welt gesehen, so findet man doch die in der Heimath schöner als alle; dieß war Montaignes Meinung.

Er sagt: «Ich pflege denen, die etwas von «meinen Reisen wissen wollen, zu antworten: ich «weiß wohl, was ich verlasse, aber nicht was ich «suche. Sagt man mir, es könne in der Fremde «eben sowohl Krankheit und üble Sitte geben, wie «bei uns, so erwiedere ich, daß einen üblen Zu«stand gegen einen ungewissen vertauschen auf jeden «Fall Gewinn sey, und daß fremde Leiden uns nie «so drücken, wie die eigenen. Eines jedoch will ich «nicht vergessen: niemals will ich so ärgerlich über «Frankreich werden, daß mir sogar Paris nicht mehr «gefiele. Dieser Stadt gehört mein Herz seit mei«ner Kindheit; und ist mir nur Gutes daselbst

«widerfahren. Je mehr andere Städte ich seitdem «sah, desto schöner und liebenswerther find ich diese. «Ich liebe sie zärtlich, sogar mit allen ihren Män«geln und Flecken. Ich bin nur Franzose um dieser «großen Stadt willen, und groß ist sie an Volk, an «schöner Lage, an mannigfachen Bequemlichkeiten «des Lebens; sie ist Frankreichs Ehre, und der «Welt schönste Zierde. Gott wolle unsern Streit «und Hader weit von ihr entfernt halten!»

Ueber
des Grafen von Forbin
Reise nach der Levante.

Mai 1819.

Der Herr Graf von Forbin vereiniget bei seiner Reise nach der Levante zwei Eigenschaften: die des Malers und jene des Schriftstellers. Das: ut pictura poetis scheint für ihn gesagt worden zu seyn. Wir können versichern, daß seine Gemälde, sowohl die gezeichneten als geschriebenen, eben so treu als schön sind. Wir haben zwar einige Orte gesehen, die er nicht sah, wie Sparta, Rhodus, Karthago; dagegen hat er wieder Ruinen besucht, die unserer Aufmerksamkeit entgiengen, wie die von Cesaräa, Askalon, Theben. Diesen Unterschied weg gerechnet, war unser beiderseitiger

Weg ungefähr derselbe, und ward in gleicher Zeit zurückgelegt; nur darin war H. Forbin glücklicher als wir, daß er einen Pinsel zum malen besaß, und wir nur einen Bleistift: ein legitimer König gab ihm große Schiffe, um ihn über die weite See zu tragen; wir hatten dagegen kaum Horazens kleine Barke, um am Ufer hinzufahren, biremis praesidio scaphae. Wir müssen sogar den Reisenden um das Schloß beneiden, das er verkaufte, die Reisekosten auszuschlagen: uns hatte man sorgfältig nichts zu verkaufen übrig gelassen, als die Muscheln unsers Pilgerkleides.

Herr von Forbin schiffte sich zu Toulon den 22. August 1817 auf der Flottenabtheilung ein, welche aus der Fregatte die Kleopatra, der Korvette die Hoffnung, und den Gabaren die Wachsame und die Thätige bestand. Zu Reisegefährten hatte er den Missionär Abbé Janson, den Baukünstler Herrn Hüyot, den Maler der schönen Panoramas Herrn Prevot, und dessen unglücklichen Neffen, den Maler Herrn Cochereau. Die Flotte befand sich am St. Ludwigstag im Angesicht der Küste von Tunis: «Herr Abbè Janson las die «Messe auf dem Verdecke. Der Ruf: es lebe der «König! und 21 Kanonenschüsse begrüßten das Ge«stade, wo der heilige Ludwig seinen Geist zu Gott «emporsandte. Diese hehre Erinnerung ergriff die «Gemüther aller Anwesenden. Und wahrlich! welche

«Vergleichung, welch ein Anblick! diese Einöde, «welche einst Zeugin der trauernden Lilien war, «und wo heutzutage die Ruinen Karthagos stehen.«*)

Man nehme diesem Gemälde das Religiöse; was bleibt ihm? Einige stumme Steinmassen, und der Staub eines Königs.

Den 30. August fand an der Küste von Cerigo der junge Cochereau, welcher die Reise voll Eifer und Lust begonnen hatte,**) seinen Tod. Bei den Entwürfen des Lebens vergißt man so oft das Zwischenspiel des Todes, der allein ein Ende macht. Darum haben die Menschen wohlweislich das Geburtsland zum Vaterlande gemacht, und nicht jenes, wo sie sterben, da dieses immer ungewiß ist:

Lyrnessi domus alta, solo Laurente sepulcrum.

Die Reisenden stiegen zu Milo ans Land, wo H. Hüyot das Unglück hatte, ein Bein zu brechen. Herr Forbin beeilte sich, mit Herrn Prevot, der allein bei ihm geblieben war, Athen zu besuchen.

Die Beschreibung Athens muß man in der Reise selbst nachlesen. Herr von Forbin beschreibt sehr schön die Werke des Perikles, welche ich ebenfalls so sehr bewunderte. «Jedes dieser Werke, sagt «Plutarch, war vollkommen, und von antiker Schön-

*) Reise nach der Levante, S. 5.

**) Reise nach der Levante, S. 6.

«heit, dabei aber so nett und frisch anzuschauen, «daß es scheint, als wären sie erst neu gemacht und «vollendet, als wehete ihnen eine, ich weiß nicht «welche, Frische und Blüthe an, die nicht zuläßt, «daß die Zeit ihr Aeußeres verderbe; es ist, als «habe jedes dieser Werke im Innern einen Geist, «der sich stets verjüngt, eine Seele, die nie altert, «wodurch sie so kräftig frisch erhalten werden.»

Der Reisende traf zu Athen meinen Gastwirth, Herrn Fauvel, der so ganz geeignet ist, in Griechenland den Hauswirth zu machen. Ich fand auch, daß der Erzbischof von Athen seinen Neffen mit der Tochter des französischen Agenten zu Zea zu verheirathen im Begriff stand. Dieser Agent ist wahrscheinlich der Sohn des armen Herrn Pengali, der so sehr an Steinschmerzen litt, als ich seine Insel besuchte, der demungeachtet aber die Hochzeit einer seiner vier Töchter hielt, welche, um uns die Entfernung vom Vaterlande zu versüßen, auf griechisch das Lied: Ah! vous dirai-je Maman sangen. Des Herrn Pengali Sohn hat seit der Restauration an mich geschrieben; er hatte gewußt, daß ich durch Buonaparte wegen meiner Anhänglichkeit an die Bourbons Verfolgungen erduldet hatte, und er glaubte, ich müßte nun allmächtig bei dem König seyn. Ich hütete mich wohl, bei den Ministern des Königs, das, was er wünschte, nachzusuchen; denn der arme Vizekonsul hätte dafür, daß er mich einst um

Gotteswillen im Haus des Simonides aufnahm, seiner Stelle entsetzt werden können.

Herr von Forbin erzählt ferner bei Gelegenheit Athens, daß der Doktor Avramiotti eine griechische Brochüre gegen mich geschrieben habe. Giebt es etwa Ministerielle zu Athen? Sind sie für den Perikles, so schließe ich mich ihnen an; sind sie aber für Hyperbolus oder Critias, so bleibe ich bei der Opposition. Ich weiß nicht, was ich gegen den Herrn Avramiotti verschuldet habe; ich erwähne seiner im Reisetagebuch mit aller Achtung. Hat es ihn vielleicht geärgert, daß ich sagte, mein Besuch habe ihn, wie mir geschienen, etwas gelangweilt? Das war doch natürlich, mein Besuch mußte langweilig seyn. Also zu Argos bin ich der Gegenstand des Gesprächs und Gelächters! Ich will suchen, mich deßhalb zu trösten; ich will denken, daß seit der Zeit Klytemnestras in dieser Stadt gar mancherlei Böses schon gesprochen ward.

Der Reisende schifft sich wieder ein, und setzt seine Reise nach dem Bosphorus fort; er erblickt im Vorüberfahren das Kap Sunium, wo ich verweilte, ehe ich Griechenland verließ. Zu Konstantinopel begiebt er sich gleich nach seiner Ankunft zu dem französischen Gesandten. «Die edlen Ei«genschaften des Herrn von Riviere waren mir be«kannt, sagt Herr von Forbin; aber ich entdeckte «jeden Tag neue in ihm, zugleich mit den offensten

«und freundlichsten Manieren.» — Ich hatte nicht das Glück, den Herrn von Riviere zu Konstantinopel anzutreffen; aber ich ward daselbst durch den Herrn General Sebastiani mit einer Gastfreiheit aufgenommen, für welche ich mit Vergnügen öffentlich meinen Dank bezeugte, und welche der Wechsel der Jahre nicht aus meinem Gedächtniß verwischen soll.

Wie besitzen viele Beschreibungen von Konstantinopel: es giebt deren wenige, welche rücksichtlich der Originalität und vollkommenen Aehnlichkeit mit jener in der neuen Reise nach der Levante sich vergleichen ließen; ich kann mir das Vergnügen, sie abzuschreiben, nicht versagen:

«Ich sah in dieser sonderbaren Stadt, sagt der «Reisende, bewundernswürdig schöne Palläste, herr«liche Brunnen, schmutzige enge Gassen, abscheu«liche Hütten und prächtige Bäume. Ich besuchte Sandalbezestan, Chulchilarbezestan, wo man Pelz«werk verkauft. Ueberall stieß mich der Türke, «beugte sich der Jude vor mir, lächelte mir der «Grieche zu, wollte mich der Armenier betrügen; «überall fielen mich die Hunde an, und setzten sich «die Tauben ganz zutraulich auf meine Schultern; «überall endlich tanzte und starb man rings um uns. «Ich erblickte von weitem die berühmtesten Moscheen, «ihre Vorhöfe, ihre marmornen Gänge, von Wäl«dern von Säulen getragen, und mit Springbrun«nen versehen. Einige räthselhafte Monumente,

«Ueberreste der Stadt Konstantins, schwarz geröthet «durch Feuersbrünste, liegen versteckt zwischen bunt be«malten oft halb verbrannten Häusern. Die Gesich«ter, Kleidungen, Gebräuche bieten überall ei«nen überaus malerischen mannigfaltigen Anblick «dar. Es ist Tyrus, es ist Bagdad, es ist der «große Markt des Orients.»

Von Konstantinopel geht Herr von Forbin nach Smyrna, wo er den Herrn Hüyot bei den Missionsbrüdern wieder findet, «denen — sagt der «Reisende — er sein Leben unstreitig zu danken «hatte.» Von Smyrna geht es zu den Ruinen von Ephesus, deren Beschreibung eine der schönsten Stellen in dem Werke ist.

«Ich kam, sagt Herr von Forbin, mit vieler «Beschwerde während eines sehr heißen Tages bis «zu dem großen Umfang des Dianentempels, welcher «ungefähr von der Größe des Louvres und der Tui«lerien, den Garten mitgerechnet, seyn mag . . . «Wenn man diese Riesenbauten betrachtet, so kann «man sich leicht eine Vorstellung von den ungeheuern «Kosten machen, welche die griechischen und asiati«schen Völker darauf verwendeten. Hinter dem «Tempel der Diana stößt man auf ein rundes, mit «Säulen geziertes Gebäude, sodann auf ein ande«res viereckiges, und zwischen beiden ist der Raum «mit Marmor gepflastert. Ein über unterirdischen «Gewölben gestandenes Gebäude ist völlig eingestürzt,

«und die Ruinen bilden einen großen Hügel, um «welchen wieder andere Hügel umher liegen, welche «sämmtlich aus Trümmern bestehen, die von dem «feinen Geschmack der Griechen in der Zeit ihrer «glänzendsten Epoche, und ihren Fortschritten in allen «Gattungen zeugen.

«Wo gäbe es etwas das Gefühl mehr anspre- «chendes, als dieses Bild der Zerstörung! Welch «sonderbare und schreckliche Lehre liefert hier nicht die «Wanderung von einer Stunde, wo man über «Trümmern geht, wo Erstaunen erregende Bruch- «stücke von Gebäuden Ebenen, Berge, Thäler be- «decken, und nur Wölfen und wilden Schweinen «zum Aufenthalt dienen! Das Thor der Ver- «folgung ist ein Marmorgebäude, aus Bruch- «stücken und Ueberresten neuerer Gebäude aufgeführt; «es mahnte mich an die römischen Denkmäler. . . . «Das letzte Erdbeben hat dieses Thor umgeworfen, «welches noch so gut erhalten war, als ich es zeich- «nete. Man wandelt eine Viertelstunde weit auf «einem fürchterlichen Chaos von Steinen, Marmor- «stücken und Staub; Friese, Giebel, Architrabe, «Metopen, Bildsäulen, alles was einst in seiner «Vollkommenheit und Kunstmäßigkeit das Auge er- «götzte, betrübt dasselbe jetzt als Bild der Zerstö- «rung und Zertrümmerung.

«Ich gieng einer Wasserleitung nach, welche in «den Bergen das Wasser von sehr reichen Quellen

«sammelt; die Wasser strömen noch zusammen, aber «niemand sucht sie auf, um sich daran zu laben; der «auf hohen Mauern getragene Strom stößt endlich «auf ein mit wilden Reben bekleidetes Gemäuer, «und fällt von da als Kaskade auf Ruinen und tür«kische Badhäuser hinab. . . . . .

«Die entferntesten Jahrhunderte sowohl, als «die Zeiten der Barbarei haben Spuren zurückge«lassen in diesen Gegenständen, welche zu Bedauern, «zu erhabenen Betrachtungen Stoff liefern, wo «alles so auf edle Weise an den Tod ermahnt. . . «. . . . .

«Der Anblick von Ephesus im Ganzen erinnerte «mich an jenen der pontinischen Sümpfe. Zur «Stunde, wo die Sonne in das Meer hinabstieg, «bildeten die Harmonie der Umrisse, der warme Ton «der Ferne, der Schleier jener stillen Abendzeit ein «rührendes melancholisches Ganzes, das weitaus die «schönsten Landschaften Claude-Lorrains übertraf. «Vielleicht, so sprach ich zu mir selbst, wird einst «ein Mann aus Florida auf eben diese Weise die «Ruinen meines Vaterlandes zu besuchen kommen, «und es werden dann, so wie jetzt zu Ephesus, nur «einige Namen übrig seyn mitten in dem Staube und «der Asche. Lange werde ich an den süßen traurigen «Eindruck dieses Abends zurückdenken: die Echos, «in tiefen Gängen verborgen, wiederholten damals «das mindeste Geräusch; das Rauschen des Windes

«in dem Heidekraut tönte wie unterirdische Kla=
«gelaute. Die Einbildungskraft glaubte, die letz=
«ten Töne der Hymnen des Priesters der Diana
«zu vernehmen, oder die Gesänge der ersten
«Christen in Gegenwart des Apostels von Ephe=
«sus.»

Von Ephesus kömmt der Reisende nach St. Jean D'Acre, dann nach Cesaräa, Jaffa, Jerusalem, an das todte Meer und den Jordan; man begleitet ihn mit der lebhaftesten Theilnahme nach Askalon und nach der Wüste, die er durchwandert, um nach Damiette sich zu begeben; man kömmt mit ihm stromaufwärts den Nil nach Kairo, und von da nach Theben, wo seine Wanderung sich endet, gleich wie geschlossen durch Haufen von Ruinen. Egypten gleicht seinen Kolossen; in den Sand niedergeworfen sind sie für den Reisenden, der, so lange sie aufrecht standen, sie kaum zu übersehen vermocht hätte, ein Gegenstand der Prüfung und Erforschung in ihren Riesenverhältnissen und ungeheuern Trümmern geworden. In den egyptischen Denkmälern ist ein auffallender Kontrast bemerkbar; von aussen ungeheuer groß, sind ihre Verhältnisse im Innern sehr kleinlich. In das weite Grabmal, welches die Erde gleichsam erdrückt, in die hohe Pyramide, die man aus einer Ferne von fünfzehn Stunden erblickt, kann man nur gebückt eintreten. Während die unzerstörbare Steinmasse von aussen das Bild der Größe

und Unsterblichkeit des Geistes giebt, bietet der innere Raum kaum Platz genug dar für einen kleinen Sarg: auf diese Art ist es, als schiede dieses Grab genau die beiden Wesenseiten des Menschen von einander ab.

Mit ganz besonderem Vergnügen finde ich bei den Gemälden des Herrn Grafen von Forbin in seinen Personen meine alten Hauswirthe, die frommen Väter des heiligen Landes wieder, die leider jetzt noch unglücklicher sind, als sie es waren, da sie mich mit solcher evangelischer Milde bei sich aufnahmen. Nicht ohne Rührung las ich die Namen des Pater Clemenz Perez, des guten Pater Munoz mit dem core limpido e bianco wieder; ich freute mich zu hören, daß Herr Drovetti eine Anstellung bei dem Pascha von Egypten erhielt; indessen hätte ich, da er doch einmal in der Fremde sein Vaterland finden sollte, gewünscht, Frankreich hätte ihn als Sohn angenommen, da er ihm so ehrenvoll gedient. Homer war sehr glücklich; nahm man ihn gastfrei auf, so erwähnte er den Namen seines Hauswirthes in seinen Werken, und so war dieser gleich unsterblich; wir andere unbekannte Reisende können nur durch unfruchtbaren Dank die Mühe entgelten, die man sich mit uns nimmt.

Wir müssen die Auszüge aus des Herrn Grafen von Forbin Werk beschränken, da es zu viel daraus anzuführen gäbe; aber wir empfehlen den Lesern

vorzüglich die Beschreibung von Askalon und Cesaräa, welche beide Städte noch stehen, aber unbewohnt sind, so wie der Prophet uns Jerusalem schildert mitten in der Einöde liegend, oder den Hafen von Tyrus von einem Meer bespült, das keine Schiffe trägt. Mit Vergnügen wird man die rührende Geschichte von Ismail und Maryam lesen. Unter den Zeichnungen verdient jene der Moschee El-Haram, und eine Ansicht Jerusalems vom Thal Josaphat aus, besondere Erwähnung. Als wahrer Maler hat der Herr Graf von Forbin den Augenblick eines Gewitters gewählt, und er zeigt uns die Stadt der Wunder beim Schimmer der Blitze. Er wird es mir verzeihen, wenn ich einige Zeilen aus meinem Reisetagebuch hier anführe, um sein Gemälde zu beschreiben:

«Das Thal Josaphat gewährt einen traurigen, düstern Anblick. Die Abendseite besteht aus einer hohen Kreidewand, welche den gothischen Mauern der Stadt zur Grundlage dient; die Morgenseite bilden der Oelberg und der Berg des Aergernisses, Mons offensionis, so genannt wegen Salomos Abgötterei. Diese beiden Berge berühren einander, und sind beinahe ganz kahl, von einer rothen, dunkeln Farbe; an ihren nackten Seitenwänden sieht man hie und da schwarze verbrannte Rebstöcke, einige Gruppen wildwachsender Oelbäume, mit Ysop bedecktes Brachland, verfallene

Kapellen, Bethhäuser und Moscheen. Unten im Thal steht eine Brücke mit einem einzigen Bogen über dem Bett des Kedron. Die Grabsteine der Juden am Fuß des Berges des Aergernisses, unterhalb des arabischen Dorfes Siloahn, sehen aus, wie ein Haufe von Ruinen, von denen man die Hütten des Dorfes kaum zu unterscheiden im Stande ist. Drei alte Denkmäler zeichnen sich in diesem Felde der Verwüstung aus; die drei Gräber nämlich, des Zacharias, des Josaphat und des Absolon. Bei dem traurigen Ansehen Jerusalems, aus welchem keine Rauchwolke emporsteigt, bei der Todtenstille in den Bergen, über die kein lebendes Wesen wandelt, bei der Verwüstung der zertrümmerten, verstümmelten, halb geöffneten Gräber, sollte man glauben, es habe die Posaune des Weltgerichts bereits gerufen, und die Todten im Thal Josaphat seyen im Begriff aufzustehen.»

Der Reisende verdient großes Lob, weil er ernste Gefühle mit in das heilige Land brachte. Mit Hang zu Zweifel und Spott würde er nichts gesehen, und alles entstellt haben. Wir bewundern die große Reise nach Egypten; wir achten die Gelehrten und Künstler, welche das Werk schrieben; allein es betrübt uns, wenn wir die Bücher Mosis mit einer Zuversicht erklären sehen, welche jedem, der nur einige Kenntnisse von der Ursprache besitzt, peinlich ist. Die Wolken- und Feuersäule,

welche die Hebräer durch die Wüste leitete, durch ein rundes Kohlenbecken erklären, in welchem man ein lebhaftes glänzendes Feuer mittelst sehr trockener Tannenstücke unterhält, ist das nicht eine etwas gar zu philosophische Einbildungskraft? Hat der Verfasser die Geschichte von diesem Kohlenbecken in irgend einer alten Handschrift aus dem Grabmal Osymandus aufgefunden? Nein: er beruft sich auf die 24. Nummer einer Zeitschrift, welche den Titel führt: der Kourier aus Egypten, und zu Kairo gedruckt ist, wo Buonaparte für die Araber die Preßfreiheit eingeführt hatte. Es wird uns wohl unbenommen bleiben, uns an die Nachricht in den Büchern Mosis zu halten. Der Text sagt nichts von einem Kohlenbecken, sondern er spricht von einer Wolke; wir wollen das Hebräische hier nicht anführen. Die Septuaginta und die Vulgata übersetzen gewissenhaft.

Glücklicherweise sind bei weitem nicht alle Abhandlungen in der Reise nach Egypten in demselben Geiste geschrieben, wie die Stelle beweiset, wo Herr von Roziere, erster Ingenieur im königlichen Korps der Mineurs, von der Unternehmung des heiligen Ludwig spricht. «Damals führten aufrichtiger Religionseifer, ein rührender und erhabener Christenglaube großer Seelen, ein glänzend «Ritterthum voll Unschuld und Unwissenheit, doch

«mit edlem Gefühl und glänzender Einbildungskraft «gepaart, die Söhne Frankreichs weit hinweg vom «Vaterlande.» — Das ist schön, sehr schön gesagt. Wenn man auf Unsterblichkeit Anspruch macht, hat man viel voraus, ein Christ zu seyn.

Des Herrn von Forbin Werk wird vollends beweisen, wie man heutzutage leicht und schnell auszuführen vermag, was sonst viel Zeit und Mühe kostete. Ein Reisender, der sich zu Marseille ein Schiff miethen, und während der Equinoctialwinde im Frühjahr abfahren wollte, könnte den zwanzigsten Tag nach seiner Abfahrt schon zu Jaffa ankern, und den 21. zu Jerusalem seyn. Man setze acht Tage zur Besichtigung der heiligen Stätten, des Jordans, des todten Meeres, sechs Wochen oder zwei Monate zur Rückreise, so könnte ein solcher Reisender im Schooß seiner Familie zurück seyn, ehe man noch seine Abwesenheit zu bemerken die Zeit gefunden hätte. Wer hat nicht drei Monate zu seiner Verfügung? Es bedürfte nicht mehr Zeit, um jedes Jahr Athen, Theben, Jerusalem zu besuchen, als man im Sommer zubringt, von Schloß zu Schloß in der Umgegend von Paris zu wandern; man würde die ewigen [illegible]schen Garten gegen die Gärten des Alcinous vertauschen.

Die Franzosen können noch einen weiteren Vortheil aus ihren Reisen ziehen; sie können sich über-

zeugen; indem sie die Welt durchstreifen, daß es nichts schöneres, nichts herrlicheres giebt, als ihr Vaterland. Sie können im Morgenlande nicht einen Schritt thun, ohne überall die unsterblichen Spuren ihrer Landsleute zu finden, jener Ritter, welche zu Konstantinopel, Sparta, Antiochien, Ptolomais regierten, zu Askalon und Karthago kämpften, und jener 40 tausend bewaffneter Reisenden, welche bei den Pyramiden siegten, und bei den Ruinen von Theben in die Hände klatschten. Dieses Heer, von dessen Heldenthaten die Araber heutzutage noch erzählen, rächte die Ritter von Massura; aber es löste nicht zu Jerusalem die beiden französischen treuen Schildwachen am Grabe des Erlösers ab, den Herzog Gottfried und seinen Bruder Balduin.

Durchgehends zeigt sich der Graf von Forbin als ein wackerer Franzose, und einige seiner schönsten Stellen verdankt er der Begeisterung, die ihm Liebe zu seinem Vaterlande einhaucht. Der Dichter von Smyrna verspricht Erfolg denjenigen, welche περι πατρης, für das Vaterland, streiten.

Ueber einige historische und literarische Werke.

October 1819.

Das vortreffliche kritische Werk des Herrn Düssault (die lit. Annalen), gab uns im verflossenen Jahre Gelegenheit, von einer heutzutage etwas zu sehr vernachläßigten ehrenvollen Seite Frankreichs zu sprechen. Mitten unter den Bewegungen der Politik wollen wir nun auch in diesem Jahr den Blick auf die friedliche Welt der Musen lenken, welche nicht mehr mit zu bewohnen wir sehr bedauern. Um als Schriftsteller ruhig zu leben, sind zwei Dinge unentbehrlich. Man muß sich selbst für nichts, die Anderen für alles rechnen; man muß jeden Anspruch und allen Neid aufgeben. Dann freut die eigene Arbeit, als eine Beschäftigung, welche das Leben ausfüllt, ohne störend in

dasselbe einzugreifen; die Bewunderung, die man sich selbst zollt, bewahrt man ganz für Andere auf; man ist bezaubert von einem neuen Buche, dessen Verfasser man nicht ist, man hat Genuß, ohne Mühe gehabt zu haben. Giebt es wohl ein reineres Vergnügen, als Talenten wohlverdientes Lob zu zollen, sie öffentlich bekannt zu machen, sie aus dem Haufen herauszuheben, und die öffentliche Meinung zu jener Gerechtigkeit zu nöthigen, die sie ihnen außerdem vielleicht versagen würde?

Wir wollen uns einen Augenblick mit Prüfung einiger neu erschienenen Schriften beschäftigen, und so durch Liebe zur Wissenschaft uns Trost verschaffen für den politischen Haß, dem wir überall begegnen.

Die ersten Annalen der Völker wurden in Versen geschrieben. Die Musen übernehmen es, die Sitten der Nationen zu schildern, so lange diese heroisch und unschuldvoll sind; aber so wie Laster und Politik an die Tagesordnung kommen, überlassen die Töchter des Himmels es den Menschen, in ihrer Sprache zu erzählen, was geschieht. Heutzutage vervielfältigen sich die historischen Schriften, und die Zeit treibt dazu; denn die Geschichte liebt Revolutionen; Unglücksfälle berichtigen ihr Urtheil; so lange die Reiche und Staaten aufrecht stehen, reicht der Blick der Geschichte nicht hinan bis zu der Höhe, und sie lernt erst dann den Umfang eines

Gebäudes erkennen, wenn sie dessen Ruinen abzumessen vermag.

Die Geschichte Bearns verdient die Aufmerksamkeit der Leser zu fesseln; sie faßt in einem trefflich geschriebenen Bande all dasjenige zusammen, was Froissard, Clement, de-Marka, Auger-Gaillard, Chappuis, de Vic und Don Vaissette über die Vorgänger und das Vaterland Heinrichs des IV. uns erzählten. Dieses kleine Werk, ein Muster von Geschmack und Klarheit, hat zwar nicht historische Würde, aber alle Anmuth, welche man bei Memoiren findet; es ist ein nachgelassenes Werk von Herrn von Baure. Der Geschichtschreiber, dessen Werk erst nach seinem Tode an das Tageslicht zu treten bestimmt ist, muß Zutrauen erwecken. Welchen Vortheil hätte er dabei, sich als falscher Zeuge vor den Richterstuhl der Nachwelt zu stellen? Insgeheim sich der Geschichte, gleich einem furchtbaren Gottesdienste widmend, erwartete er bei seinen Lebzeiten keinen Lohn, und, so zu sagen, hinter seinem Grabe sich verschanzend, vertheidiget er sich dagegen der Menschen Leidenschaft; es ist, als bewohnte er schon jene von aller Verderbniß freien Regionen, wo im Angesichte der ewigen Wahrheit alles Wahrheit ist.

Das gründliche und gehaltvolle Werk, unter dem Titel: Venedigs Geschichte bekannt, bringt dem Schwager des Herrn von Baure viele

Ehre. Wenn man Italiens Denkmäler und Gebräuche sieht, so wäre man versucht zu glauben, diese Völker mit ihrer ernsten Vergangenheit und ihrer lachenden Gegenwart wären durch Horazens Philosophie gebildet worden. Von einer Seiten Schweigen und Ruinen, von der andern Gesang und Festlichkeiten. Erinnert dieß nicht an jene Stelle im Dichter von Tibur: «Beeilen wir uns zu genießen . . . Es fliehet die Zeit . . . Wir werden diese Welt verlassen müssen . . .» Carpe diem . . . fugaces labuntur anni . . . Linquenda tellus . . . und alle die Lehrsätze, welche dem Vergnügen die Wichtigkeit der Tugend beizulegen trachten.

Die Geschichte Venedigs ist wohl nicht ohne Mängel; allein diese sind mehr Schuld des Zeitgeistes, als des Verfassers. Man glaubt heutzutage, die Unpartheilichkeit der Geschichte bestehe darin, daß man gar keine Lehre gebe, daß man gleichgültig bei Verbrechen, wie bei Tugenden bleibe, bei Recht und Unrecht, bei Vernunft und Irrwahn, bei Anspruch und That. Das heißt aber zur Kindheit der Kunst zurückschreiten, und aus der Geschichte eine chronologische Tabelle machen.

Der Geist neuer Zeit wähnt eben so, daß gewisse religiöse Thatsachen unter der Würde der Geschichte seyen; und doch kann die Geschichte ohne die Religion sich gar keine Würde geben. Es handelt

sich nicht darum zu wissen, ob Attila wirklich durch göttliche Einschreitung von Rom abgehalten ward, sondern ob die Chroniken damaliger Zeit das Wunder bezeugt haben. Der Arm des Allmächtigen, der den Zerstörer der Welt am Fuß des nicht mehr von einem Manlius oder Camillus vertheidigten Kapitols festhält, die Geißel Gottes, vor dem Priester Gottes zurückweichend, ist keineswegs ein Bild, das der Würde der Geschichte Eintrag thut. Das sind die Sitten; man muß sie schildern, und wer sie nicht schildert, bleibt der Wahrheit nicht treu. Das ganze Alterthum hat bekannt gemacht, daß eine übernatürliche Macht die Gallier an den Thoren des Tempels von Delphi auseinander gesprengt habe. Thucydides, Xenophon, Titus Livius, Tacitus haben nie ermangelt, die Wunder zu erzählen, welche die Götter zu Gunsten der Tugend wirken, und mittelst welcher sie das Verbrechen in Schrecken setzen. Die Geschichte glaubte, so wie es Neros Gewissen glaubte, daß aus dem Grabe Agrippinas Trompetenschall ertönte.

Wir geben hier diese Bemerkungen mehr wie Zweifel, als wie Tadel zum Besten. Wir wünschten uns zu unterrichten, und könnten, um Aufklärung zu erhalten, an Niemanden uns passender wenden, als an den Schriftsteller, dessen Werk uns so eben beschäftiget. Es blieben uns wohl noch einige andere Bemerkungen vorzutragen; allein wir

unterdrücken sie aus Besorgniß, Graf Darü möchte uns beschuldigen, als hätten wir seine Kritik des Genius des Christenthums noch nicht vergessen. Wir gedenken derselben wohl noch, und zwar, um dem Kunstrichter für das Gerechte seines Tadels und das Nachsichtsvolle seines Lobes zu danken.

Herr Royou, glücklicher oder unglücklicher als Heerr Darü in seiner Wohl, widmete seine Forschungen dem Vaterlande. Wenn er von der Ehre und Treue unserer Voreltern, von ihrer Anhänglichkeit an ihre rechtmäßige Herrscher erzählt — in seiner Geschichte Frankreichs von Pharamund bis zum 25. Regierungsjahr Ludwigs des XVIII. — so sieht man, daß er in seiner Brust die alten Dokumente seiner Geschichte fand. Des Verfassers Biedersinn giebt seinem Werke großes Interesse, und seine Liebe zu unsern Königen leiht ihm die Kraft, welche Tacitus aus seinem Hasse gegen die Tyrannen schöpfte. Wenn es übrigens je eine Zeit gab, die zum Schreiben unserer Geschichte sich eignete, so ist es die gegenwärtige. Zwischen zwei Reiche gestellt, deren eines endet, während das andere beginnt, können wir mit gleichem Nutzen den Blick auf das Vergangene wie auf die Zukunft richten. Von der fallenden Monarchie bleiben Monumente genug übrig, um sie zu erkennen, während die mitten aus Ruinen erstehende uns den Anblick einer

neuen Welt eröffnet. Später werden die Sagen nicht so wohl erhalten mehr seyn; ein neues Volk wird über den Gräbern der alten Franzosen, ohne sie zu kennen, wandeln; die Zeugen alter Sitten werden nicht mehr seyn, und selbst die Trümmer von des heiligen Ludwigs Reiche werden, von den Wellen der Zeit mit fortgerissen, nur dazu dienen, den Ort anzudeuten, wo der Schiffbruch statt gehabt.

Herr Petitot hat es unternommen, einige dieser kostbaren Trümmer zu sammeln. Er will uns eine vollständige Sammlung der auf Frankreichs Geschichte sich beziehenden Memoiren liefern, von der Zeit Philipp Augusts an bis zu Anfang des 17. Jahrhundert. Diese Sammlung ward schon einmal unternommen; allein nach einem schlechten Plane angelegt, ungeschickt geleitet, ohne Kritik und Sorgfalt ausgeführt bleibt sie weit hinter der Sammlung des Herrn Petitot zurück. Die ersten zwei Bände jener früheren Sammlung erschienen unter Buonapartes Regierung, und sind dem Prinzen Mürat zugeeignet.

Uebrigens wäre zu wünschen, daß der neue Herausgeber seinen Plan mehr erweitert hätte. Warum hat er nicht mit den andern gelehrten Theilnehmern sich dazu vereinigt die Sammlung der Geschichtschreiber von Don Bouquet fortzusetzen? Die Memoiren, vorzüglich die ganz

alten, gleichen beinahe allgemeinen Geschichten jener Zeit. Ich gestehe, daß ich den Unterschied nicht finden kann, der zwischen den Chroniken von St. Denis, Flandern und der Normendie, dann jenen Froissards und Monstrelets, Villehardouins und Joinvilles bestehen soll. Es scheint mir also, daß statt Geschichte und Memoiren von einander zu unterscheiden, man sie in eine Klasse rechnen sollte, und diesen Plan hat man auch für die drei Königsstämme bei der großen Sammlung Don Bouquets beobachtet. Wirklich ist die Geschichte Gregoires de Tours nichts anderes als Memoiren; denn man findet darin des Verfassers persönliche Schicksale, und viele der allgemeinen Geschichte ganz fremde Begebenheiten erzählt. Die Thaten Dagoberts, das Leben Karls des Großen von Eginhard, jenes Ludwigs des Schwachen, genannt der Astronome, das Leben Roberts von Helgaud, Conrads des II. von Vippon, Philipp Augusts von Riggord, alles das sind einzelne Memoiren. Von der Epoche der französischen Memoiren angefangen, das heißt von der Zeit an, wo Villehardouin schrieb, hätte man abwechselnd einen Band der lateinischen Chroniker, der französischen Memoiren in Prosa, und der Lebensbeschreibungen oder Chroniken in Gesängen oder in Versen geben können. So würde man wieder auf Don Bouquets Plan zurückgekommen seyn.

Seine Sammlung enthält Auszüge aus den großen und kleinen Chroniken von St. Denis, Bruchstücke aus den Chroniken der Normandie, lateinische und altteutsche Verse aus dem Mittelalter, die gerade so holprig sind, wie unsere französischen geschichtlichen Gedichte. Diese sind freilich schwer zu zu verdauen, aber man findet vieles darin, und sie erklären manchen dunklen Punkt in unserer Geschichte. So zum Beispiel würden wir ohne das in der königlichen Bibliothek aufbewahrte Gedicht über den Kampf der Dreißig nicht wissen, ob die Kämpen bei diesem berühmten Treffen alle zu Pferde waren, oder ob die Ritter aus der Bretagne den Sieg nur dem Vortheil verdankten, welchen Montauban voraus hatte, da er allein auf einem Streitroß kämpfte. Es war nicht wahrscheinlich; wenn es sich um die Ehre handelt, darf man sich auf die Bretagner schon verlassen. Indeß fehlten doch Beweise für die Sache. Ein einziger Vers des Gedichtes löset alle Zweifel:

Et d'un côté et d'autre tous à cheval seront. *)

Die Bretagne hat vor Kurzem ihren dreißig Helden ein Denkmal gesetzt. Man kann heutzutage

---

*) Ich besitze eine Abschrift des Gedichtes. Herr Penhouet soll es in einem Werke über die Alterthümer in der Bretagne abgedruckt haben.

noch von den in neuer Zeit für ihren König kämpfenden Bretagnern das nämliche sagen, was man von ihren Voreltern sagte: Man hat nicht tapferer gekämpft seit dem Kampfe der Dreißig.

Herr Petitot wäre mehr als jeder andere im Stande gewesen, ein großes Werk durch gelehrte Vorreden, in der Art eines Balüze oder Bignon über Frankreichs Gesetze und die Capitularien, zu bereichern, so wie Pithou, Düchesne, Don Bouquet, Valois, Mabillon es bei unsern Geschichtschreibern thaten, so wie Lauriere, Secousse, Vilevaut, Bequigny und Pastoret zu den Verordnungen unserer Könige schrieben.

Die neuen von Herrn Petitot ausgegebenen Bände vollenden die Geschichte Dü-Guesclins, und enthalten die trefflichen Memoiren von Boucicault. Christine von Pisa, die vor diesen letzten Memoiren erschienen war, ist trocken und weitschweifig zugleich. Der Herausgeber hat die alten Memoiren Dü-Guesclins von Lefevre allen andern vorgezogen. Er hat vielleicht darin recht, daß sie die vollständigsten sind; aber sie sind so zu sagen modern, und haben nicht das Naive der histoire de Messire Bertrand du Guesclin, escrite en prose à la requeste de Jean d'Estourville, et mise en lumière par Claude Mesnard. Da findet man, sagt Mesnard, einen starken Geist, im

Eisen aufgewachsen, durch Siege erhärtet.

Die Geschichte Du-Guesclins erinnert mich, daß ich als ächter Bretagner oft schon mich versucht fühlte, die Geschichte des guten Connetable zu schreiben. Aber mein Vorhaben, die allgemeine Geschichte Frankreichs zu bearbeiten, hielt mich davon ab. Sodann hat die lebende Geschichte mich von der todten abgezogen. Wie soll man mit der Vergangenheit sich beschäftigen, wenn man keine Gegenwart hat?

Fortsetzung.

Dezember 1819.

Nachdem von der Geschichte die Rede war, sollte nun die Reihe an die Wissenschaften kommen; allein es fehlt mir dazu der Muth, der doch heutzutage so gewöhnlich ist, über Dinge zu reden, die man nicht versteht. Aus Furcht, den Pyräus für einen Menschen zu halten, will ich lieber schweigen. Indessen kann ich doch der Lust nicht widerstehen, ein Wort über ein wissenschaftliches Werk zu sagen, das hier vor mir liegt. Es führt den Titel: de l'Auscultation mediate. Vermittelst eines an die äußeren Theile des Körpers angelegten Tubus hat es unser gelehrter Landsmann aus der Bretagne, der Doktor Laënnec dahin gebracht, aus dem Ton, den das Athmen erzeugt, die Beschaffenheit der Leiden des Herzens und der Brust zu erkennen. Diese schöne und große Ent-

deckung wird Epoche in der Kunst machen. Könnte man eine Maschine erfinden, mittelst welcher man das, was im Gewissen des Menschen vorgeht, vernähme, so würde dieß von großem Nutzen bei dermaliger Zeit seyn. Ein anderer Arzt hat in seinen sehr klugen Maximen gesagt: «Der Heilkünstler muß in seinem Genie die Mittel der Hülfe finden,» und des Doktors Laënnec Werk beweiset die Richtigkeit dieser Bemerkung. Ich bin der Meinung des Geistlichen, welcher sagte, «daß alle Heilkunst von Gott komme, und daß ein wahrer Freund das Heilmittel für das Herz sey.» Aber wir wollen zu Gegenständen zurückkehren, denen wir gewachsen sind.

Herr von Bonald und der Abbé von La Mennais haben uns im Lauf dieses Jahres, der erstere: philosophisch-politisch-literarische Miszellen, der andere: Betrachtungen über den Zustand der Kirche in Frankreich gegeben. Diese zwei vorzüglichen Männer nennen, heißt ihr Lob verkünden. Die königlich Gesinnten, welche sie mit Stolz in ihren Reihen zählen, stellen sie ihren Freunden vor und ihren Feinden entgegen. Sie beweisen beide, daß wahres Talent sich beinahe immer auf Seite der Tugend findet, und daß Biederkeit ein wesentlicher Theil des Genies sey.

Es kömmt im gegenwärtigen Augenblick eine

vollständige Ausgabe von den Werken der Frau von Stael heraus. Der Zeitpunkt, wo die Verfasserin der Corinne mit Unpartheilichkeit beurtheilt werden wird, ist noch nicht gekommen. Wir, die wir dem Talente huldigen, und nicht gegen Gräber zu Felde ziehen, wir erkennen gerne in Frau von Stael eine Frau von seltenen Geistesgaben; ungeachtet der Fehler ihrer Manier, wird sie doch zu der Zahl der Namen, die nicht untergehen sollen, einen hinzufügen. Wenn man die Tochter des Herrn Necker, und alle die Unruhe ihres Lebens gekannt hat, wie erstaunt man da nicht über die Eitelkeit der menschlichen Dinge! Welch eine Bewegung, um zu einer Ruhe ohne Ende zu gelangen! welch ein Geräusch, um in ewiges Schweigen zu versinken! Frau von Stael jagte vielleicht zu sehr nach Beifall, den sie mit weniger Mühe zu erhalten geschaffen war. Pfui der Berühmtheit, nach der man jagen muß! Der gute Lafontaine hielt es mit dem Ruhme, wie er es mit dem Glück zu thun anrieth; er erwartete es im Schlafe, und fand es eines Morgens vor seiner Thüre.

Hätte Frau von Stael glücklicher, und ihre Werke vollkommener werden sollen, so hätte man ihr nur ein einziges Talent rauben müssen. Hätte sie weniger im Gespräche geglänzt, so würde sie

Gesellschaft nicht so sehr gesucht haben, wo man Vergnügen theuer kauft; sie würde dann die kleinlichen Leidenschaften der Welt nicht zu ertragen gehabt haben. Ihre Schriften würden nicht durch politischen Partheigeist befleckt seyn, welcher dem edelsten Gemüthe Härte leiht, das gesundeste Urtheil verfälscht, und den hellsten Geist verblendet; Politik giebt den Meinungen etwas Rauhes, der Schreibart Bitterkeit, entstellt das Talent, setzt aufgereitzte Eitelkeit an die Stelle warmen Gefühls, und Trotz der üblen Laune an jene der Eingebungen des Genies.

Nicht ohne Mißvergnügen finden wir diese Politik ebenfalls in einem neueren Werke des Herrn Ballanche. Dieses Werk, welches nichts als ein bloßes Gespräch zwischen einem alten Mann und einem Jüngling ist, hat in seinem Styl und seinen Ideen etwas Ruhiges, Sanftes, Düsteres. Der Eingang erinnert an Platos Republik, oder vielmehr an seine Gesetze. Es möge der Verfasser der Antigone fortan seinen natürlichen Neigungen sich hingeben, die Schätze, die er besitzt, besser erkennen, und über seine Schriften Heiterkeit, Gemüthlichkeit und Ruhe der Seele verbreiten: O fortunatos . . . . sua si bona norint! Uns andern, traurigen Kindern der Stürme über-

lasse er die Sorge, jene Fragen zu verhandeln, deren Resultat kaum hie und da zu einer trockenen Wahrheit führt, welche meistens die reizenden Täuschungen jener Romane nicht aufwiegt, von denen jetzt gleich die Rede seyn soll.

Romane.

Die Völker beginnen mit Poesie, und endigen mit Romanen. Erdichtung bezeichnet das Kindes= so wie das Greisen=Alter der Gesellschaft. Von allen Bewohnern Europas neigen sich die Franzosen vermöge ihres Geistes und Charakters am wenigsten zu fantastischen Schilderungen. Unsere Sitten, welche für Lustspielszenen passen, sind nicht sehr zu Romanintriguen geeignet, während die englischen Sitten, welche der Kunst des Romanschreibers Stoff bieten, dem Genie des Lustspieldichters widerstreben. Sollen wir es bedauern, oder uns darüber freuen, daß wir für den Roman keine Personen, und für den Künstler keine Modelle liefern? Zu natürlich für jene, sind wir es zu wenig für diese. Nur Schilderungen aus der schlechten Gesellschaft konnte man im

französischen Roman ertragen, wie Manon Lescot beweiset. Frau von Lafayette, Lesage, J.J. Rousseau, Bernardin de St. Pierre waren genöthiget, um zu gefallen, ihren Schauplatz und ihre Personen außer ihrer Zeit und ihrem Lande zu suchen.

Die Revolution kann vielleicht an diesen allgemeinen Wahrheiten manches ändern. Wirklich läßt sich die Bemerkung machen, daß die neue Gesellschaft, je weniger Stoff zu Lustspielen, desto mehr zu Romanen liefert. Eben so gieng Griechenland von den Spielen Menanders zu den Dichtungen Heliodors über.

Solche Aenderungen sind leicht zu erklären. Wenn die wohl organisirte Gesellschaft den Gipfel des Geschmacks und der Kultur erreicht hat, so bilden die sich zu verbergen gezwungenen Laster mit den Anstandsregeln der Welt einen Kontrast, dessen lächerliche Seite das Lustspiel auffaßt. Wenn dagegen die Gesellschaft herabsinkt, wenn große Unglücksfälle zur Barbarei zurückführen, dann hören die in ihrer Blöße sich zeigenden Laster auf, verabscheuungswürdig zu seyn: das Lustspiel, das sie nicht mehr unter seine Larve zu bergen vermag, überläßt es dem Roman, sie in ihrer Nacktheit vor Augen zu stellen. Denn, wie sonderbar! der Roman liebt tragische Bilder; so sehr ernst ist der Mensch, selbst in seinen Dichtungen.

Die jetzigen Romane sind also, im allgemeinen interessanter, als die alten Begebenheiten, die nicht mehr blos auf Toilettenzimmer sich beschränken. Personen, welche nicht mehr durch Moden aus Ludwigs des XV. Zeit entstellt sind, fesseln den Geist durch die Täuschung der Wahrscheinlichkeit. Auch die Leidenschaften sind wahrhaftiger geworden, so wie die Sitten, obgleich minder gut, der Natur sich näherten. Dieß muß man fühlen, wenn man Jean Sbogar von Herrn Rodier, oder die Episode in der schönen Reise des Herrn von Forbin, oder die Memoiren eines Spaniers, oder den Petrarca der Madame Genlis liest.

Ich hatte früher Gelegenheit, über den Einfluß des Christenthums auf die Schriften zu sprechen, und wie dasselbe unsere Ideen und Gefühle gemodelt habe. Beinahe alle Werke unserer jetzigen Romanschreiber haben eine aus Kampf zwischen Religion und unwiderstehlicher Neigung bestehende Leidenschaft zum Grunde. Im Lionel, zum Beispiel, erfüllt diese im heidnischen Alterthum ganz unbekannt gewesene Art von Liebe die Einsamkeit, in die die Ehre einen seinem König treuen Ritter bannt. Dieses Werk, welches durch die Vorzüge und Mängel des jugendlichen Verfassers sich auszeichnet, verspricht einen talentvollen Schriftsteller, und ich würde dem unbekannten Verfasser freigebigeres Lob

spenden, wenn nicht Kritiker die Behauptung gewagt hätten, er habe sich in dem, was sie so gerne meine Schule nennen, gebildet. Ich halte dieß nicht für richtig; aber auf jeden Fall würde ich dem Verfasser des Lionel rathen, ein besseres Vorbild zu wählen; denn ich bin in jeder Hinsicht ein übler Führer, und jeder, der gefallen will, vermeide den Pfad, den ich betrat.

Reisebeschreibungen.

Endlich sind wir in unserm Elemente; wir kommen zu den Reisen, und wollen darüber recht nach Herzenslust schwatzen.

Nicht ohne Bedauern, und sogar beinahe mit einigem Neid, habe ich den Bericht von der neuesten Expedition der Engländer nach dem Nordpol gelesen. Ich hätte selbst gerne einst im Norden Amerikas die von Heyne und später von Mackenzie besuchten Meere entdeckt; daher hat die Erzählung des Capitaine Roß die Träume und Entwürfe meiner Jugend mir wieder vorgeführt. Wäre ich frei gewesen, so würde ich mir auf den Schiffen, welche dieses Jahr die Reise von Neuem unternehmen, einen Platz ausgebeten haben. Ich würde jetzt den Winter in unbekannten Gegenden zubringen, oder es hätte vielleicht irgend ein Meerungethüm meinen Weissagungen und Reisen ein Ende gemacht. Bin

ich hier mehr in Sicherheit? Ist es nicht gleichgültig, ob man unter einem eingestürzten Eisberg oder unter den Trümmern einer Monarchie begraben wird?

Ein gemüthlicher Zug in dem Tagebuch der neuesten Reise nach der Baffinsbucht ist die Vorsicht, die englischen Jäger jedesmal auf das Schiff zurückzurufen, sobald Eskimos von dem neu entdeckten Stamme die Schiffe zu besuchen kamen. Diese von der übrigen Welt abgesonderten Wilden kannten den Krieg nicht, und der Capitaine Roß wollte ihnen nicht die ersten Begriffe von Mord und Zerstörung geben. Uebrigens sind diese Eskimos tiefe Denker: sie halten es für ganz gewiß, daß unser Geist nach dem Mond wandere; so dachte auch der Sänger Rolands. Wenn man sieht, wie es heutzutage in Frankreich zugeht, so sollte man glauben, der Philosoph Otuniah und der weise Ariost hätten Recht.

Doch wir wollen diese traurigen Gegenden verlassen, und unserm ruhmwürdigen Freunde, dem Freiherrn von Humboldt nach den schönen Wäldern Neu-Granadas folgen. Die Reise nach den nördlichen Ländern des neuen Kontinents vom Jahr 1799 bis 1804 ist eines der wichtigsten Werke, welche seit langen Jahren erschienen sind. Die Kenntnisse des Herrn von Humboldt sind sehr umfassend; aber was vielleicht noch mehr Bewunderung verdient,

das ist die Gewandtheit, mit welcher der Verfasser in einer Sprache schreibt, die nicht seine Muttersprache ist. Mit großer Wahrheit schildert er die Naturszenen Amerikas. Man glaubt, mit ihm auf den Strömen hinzugleiten, mit ihm in die Tiefe der Wälder einzudringen, die keine anderen Grenzen kennen, als den Ozean und die Gebirgskette der Cordilleren; er stellt die großen Einöden dem Auge dar mit allen Wechseln der Beleuchtung, und immer verbindet sich mit seiner an eine höhere Ordnung von Wesen sich reihenden Beschreibung irgend eine Erinnerung an den Menschen, oder eine Betrachtung über das Leben. Es ist das Geheimniß Virgils:

Optima quaeque dies miseris mortalibus aevi
Prima fugit.

Um diese Reise gehörig preisen zu können, müßte man Auszüge aus derselben liefern. Allein das Werk ist so berühmt, der Ruf des Verfassers so allgemein verbreitet, daß jede Citation Ueberfluß wäre. Herr von Humboldt ist zwar Protestant, und Anhänger jener Grundsätze vernünftiger Freiheit, welche jeder Ehrenmann in seinem Innern nährt; darum aber versagt er seine Achtung nicht jenen Missionärs, welche der Bildung der Wilden sich widmen. Mit eben solcher Billigkeit beurtheilt er die Sitten dieser Wilden; er stellt sie dar, wie sie sind,

ohne ihre guten oder üblen Seiten zu verbergen, zugleich aber auch, ohne die Hütte des Indianers für den Lieblingsaufenthalt der Tugend und den Wohnsitz der Glückseligkeit auszugeben. Gleich Tacitus, Montaigne und J. J. Rousseau, lobt er nicht die Barbaren, um eine Satyre auf den Zustand der Gesellschaft zu machen. Des J. J. Rousseau Rede über den Ursprung der Ungleichheit der Stände ist nichts, als eine Paraphrase des Kapitels in Montaigne über die Cannibalen.

Dieser sagt: «Drei von ihnen (drei Irokesen «nämlich), nicht ahnend, wie theuer für ihre Ruhe «und ihr Glück sie die Kenntnisse der Verderbniß «diesseits der Meere erkaufen würden, und daß aus «diesem Tausche ihr Ruin hervorgehen werde . . . «begaben sich nach Rouen, wo damals der verstor«bene König Karl IX. sich aufhielt. Dieser sprach «lange mit ihnen; man zeigte ihnen unsere Art zu «leben, unsere Pracht, die Sitten einer großen «Stadt. Sodann wollte man ihre Meinung dar«über wissen, und was sie am bemerkenswerthesten «gefunden. Sie antworteten: drei Dinge, deren «drittes ich jedoch vergessen, und nur die zwei ersten «im Gedächtniß habe. Sie sagten . . . sie hätten «bemerkt, wie es bei uns Leute gäbe, bei denen «alles vollauf, jede Bequemlichkeit zu finden wäre, «und andere, die an den Thüren bettelten, von

«Hunger und Elend abgezehrt: sie fänden es son-
«derbar, daß diese ein solches Unrecht ertrügen, die
«andern nicht am Kragen packten, oder nicht Feuer
«an ihre Häuser legten. Ich unterhielt mich mit
«einem der Wilden ziemlich lange. Als ich ihn frug,
«was für Vortheil er aus dem höhern Range ziehe,
«den er unter seinen Landsleuten bekleide — es war
«nämlich ein Anführer, und unsere Matrosen gaben
«ihm den Titel König — erwiederte er mir, sein
«Vortheil bestehe darin, daß er im Kriege der Erste
«im Zug marschiren könne. — Wie stark wohl seine
«Begleitung alsdann sey? Da zeigte er mit der
«Hand nach einem Platze, um mir anzudeuten, es
«könnten deren so viele seyn, als dieser Raum fasse,
«ungefähr 4 bis 5 tausend Menschen. — Ob mit
«dem Kriege auch sein ganzes Ansehen verschwinde?
«Er sagte, es bleibe ihm das davon, daß wenn er
«durch Dörfer seiner Angehörigen gehe, man ihm
«Fußwege durch die Hecken und Wälder bahne, da-
«mit er ganz bequem hindurch gehe. — Das alles
«ist nicht so ganz übel: aber wie! sie tragen keine
«Hosen!»

Das ist der ächte Montaigne mit seinen über-
raschenden Wendungen, welche später Labrüyere
nachahmte. Was also den spöttischen Gaskogner-
Edelmann und den beredten Genfer-Sophisten är-
gerte, das war jene gehässige Mischung von Rang
und Vermögen, von übermäßigen Genüssen und

harten Entbehrungen, welche in Europa das, was man die Gesellschaft nennt, ausmachen.

Aber es kömmt immer eine Zeit, wo die zu zahlreich werdenden Menschen nicht mehr von der Jagd allein leben können. Dann muß man zur Kultur seine Zuflucht nehmen. Die Kultur zieht Gesetze, diese Mißbrauch nach sich. Wäre es vernünftig zu sagen, es soll keine Gesetze geben, weil es Mißbräuche giebt? Wäre es vernünftig zu glauben, Gott habe den gesellschaftlichen Zustand zum schlechtesten unter allen gemacht, da doch dieser Zustand der gewöhnlichste unter den Menschen zu seyn scheint?

Wenn gleich diese Gesetze, welche uns zur Erde niederbeugen, welche uns zur Aufopferung für andere nöthigen, welche Reichthum und Armuth schaffen, dem Einen alles geben, dem Andern alles nehmen; wenn sie gleich des Menschen Würde kränken, indem sie ihm die natürliche Freiheit rauben, so ist es doch gerade dieß, wodurch wir den Wilden überlegen sind. Die Uebel in der Gesellschaft sind die Quelle vieler Tugenden. Bei uns sind Großmuth, Mildthätigkeit, wahre Liebe, Muth im Unglück, alle diese göttlichen Dinge sind Früchte des Unglücks. Kann man dem Sohne, der mit seiner Arbeit Lohn die arme schwache Mutter ernährt, seine Bewunderung versagen? Ist der liebevolle Priester, der die leidende Menschheit, um sie zu trösten, in verborgenen

Schlupfwinkeln aufsucht, verachtungswerth? Ist der Mann, welcher während langer Jahre mit Edelmuth gegen das Unglück kämpfte, weniger groß, als der gefangene Wilde, dessen ganzer Heldenmuth darin besteht, die Qualen einiger weniger Stunden zu ertragen? Wenn Tugenden Ausflüsse der Allmacht sind, wenn sie nothwendigerweise im gesellschaftlichen Zustand zahlreicher als im natürlichen sich finden, so muß der gesellschaftliche Zustand, da er uns mehr der Gottheit nähert, ein weit vorzüglicherer Zustand seyn, als jener der Natur.

Herr von Humboldt erkennt diese Wahrheiten, da er von den wilden Völkern spricht. Sein richtiges Urtheil und seine prachtvollen Schilderungen verrathen einen Meister, der eben so gewandt seinen Stoff wie seinen Styl beherrscht.

Wir wollen hiemit diesen Artikel beschließen; wir haben den Musen unsern jährlichen Tribut entrichtet. Zur Zeit der ärgsten Stürme der Revolution waren die Wissenschaften nicht so ganz verlassen, wie sie es jetzt sind. Unter dem Druck des Direktoriums, und selbst unter der Schreckensregierung äußerte sich Geschmack für schöne Künste ziemlich lebhaft. Die Hoffnung erwachte durch das Uebermaß von Leiden; unsere Gegenwart war freudenleer, aber wir rechneten auf eine bessere Zukunft, wir sagten uns, unser Alter würde der Lyra nicht entbehren:

Nec turpem senectam
Degere, me cithara carentem.

Im Hintergrund der Revolution sah man damals die legitime Monarchie; jetzt sieht man hinter dieser die Revolution lauern. Wir giengen damals dem Besseren, jetzt gehen wir dem Schlimmen entgegen. Und wie sollte man mitten in einer ihrer Auflösung nahen Gesellschaft sich mit Gegenständen beschäftigen können, die das Daseyn verschönern? Jeder bereitet sich auf Ereignisse vor; jeder denkt nur, wie er Vermögen oder Leben aus dem Schiffbruch rette; jeder forscht nach, welchen Anspruch er etwa auf Landesverweisung in Folge seiner größeren oder minderen Anhänglichkeit an die Königssache habe. In solcher Lage erscheint die Literatur als etwas Kleinliches. Politik will man, denn man will wissen, was bevorsteht; man läuft nicht zum Professor, der von der Kanzel herab einen Horaz oder Virgil erklärt, sondern auf die Gallerien, den Herrn von Labourdonnaye zu hören, der auf der Rednerbühne die öffentlichen Interessen vertheidigt, der mit jeder seiner Reden dem Feinde eine Schlacht liefert, dessen Beredsamkeit die männliche Festigkeit seines Charakters bezeugt.

Die Geschichte der Herzoge von Burgund,

von

Herrn von Barante.

Dezember 1824.

Frankreichs Geschichte ist dermalen der Gegenstand aller literarischen Arbeiten. Wir haben unlängst noch von der Sammlung der Memoiren zur Geschichte Frankreichs vom Anfang der französischen Monarchie bis zum 13. Jahrhundert gesprochen, von welchem Jahrhundert die Sammlung des Herrn Petitot beginnt. Der unermüdliche Präsident Cousin hatte für die Geschichtschreiber des abendländischen Kaiserreichs das nämliche unternommen, was er rücksichtlich der vorzüglichsten byzantinischen Geschichtschreiber gethan hatte. Seine Uebersetzung (deren zwei erste

Bände Eginhard, Thegan den Astronomen, Nithard, Luitbrand, Witikind, und die Annalen von St. Bertin enthalten) war beinahe vollständig; seine Handschriften sind da; sie könnten dem Herrn Guizot von großem Nutzen seyn, und ihm viele Mühe ersparen. Die großen Chroniken von St. Denis, welche nach und nach in der Sammlung Don Bouquets abgedruckt wurden, sind eben so für die ersten Jahre der Monarchie das, was die Uebersetzungen älterer lateinischer Schriftsteller für die Begründung dieser Chroniken waren.

Andereseits hat Herr Büchon eine Sammlung von Chroniken in lebender Sprache vom 1. bis zum 16. Jahrhundert begonnen; ein Werk, welches von jenem des Herrn Petitot verschieden ist, da dieses nur Memoiren aufnimmt. Er hat mit einer Auflage Froissarts begonnen, und bei seinen Nachforschungen jene des Herrn Dazier zu Hilfe gezogen. Das ist auf jeden Fall eine wichtige und schwierige Arbeit.

Endlich wird auch des Don Bouquet große Sammlung fortgesetzt; in dessen bemerkt man leider, daß sie weniger rasch vorangeht seit der Restauration, als unter Buonaparte. Einige gelehrte Benediktiner waren während der Usurpationszeit gleichsam nur deßhalb von ihren Zeitgenossen und der Monarchie übrig geblieben, um der einen die letzte Ehre zu erweisen, und die andere vollends aus dem

Grabe zu ziehen. Wenn jene Männer des Chlovis und Karls des Großen, von vergangenen Jahrhunderten so zu sagen auf der Erde zurückgelassen, zu ihren Zeitgenossen heim gegangen seyn werden, wer wird alsdann noch die doppelte Sprache des Strasburger Vertrags unter uns reden?

Uns geht es, wie es allen Völkern gieng. Wir werfen uns mit einer Art Sehnsucht und frommer Neugierde auf das Studium unserer frühesten Staatseinrichtungen, gerade darum, weil sie nicht mehr bestehen. Ruinen haben etwas, das unserer Schwäche schmeichelt, der Bösartigkeit des menschlichen Herzens zusagt, und diese entwaffnet. Heutzutage kennen wir besser als vormals die alte Monarchie; da sie noch stand, umfaßte unser Blick nicht wohl deselben weiten Umfang. Große Männer und große Reiche haben mit den Kolossen Egyptens das gemein, daß man sie besser zu messen im Stande ist, wenn sie darnieder liegen.

Unter den neueren historischen Werken zeichnet sich vor allen jenes des Herrn von Barante aus.

Zuerst ist der Gegenstand vortrefflich gewählt. Alle Geschichte, welche einen zu großen Zeitraum begreift, ermangelt der Einförmigkeit, und erschöpft die Kräfte des Geschichtschreibers. Die Geschichte der burgundischen Herzoge

aus dem Hause Valois hat diesen Hauptfehler nicht: sie bleibt mitten inne zwischen zwei berühmten Schlachten, jener von Poitiers, wo Philipp der Kühne an der Seite des Königs, seines Vaters, focht und verwundet ward, und der Schlacht von Nanci, wo Karl der Kühne, letzter Herzog dieses Stammes, blieb. Zugleich Biographie und allgemeine Geschichte ist das Werk jenen Plutarchs oder Tacitus verwandt. Es beginnt und endet wie ein episches Gedicht, verliert sich, ohne dem Zusammenhang zu schaden, in eine Unzahl von Begebenheiten, welche etwas Wunderbares haben. Es begreift unsere bürgerlichen und auswärtigen Kriege von König Johann bis auf Ludwig den XI.; es führt der Reihe nach Karl den V. und Dü-Guesclin, Eduard den III. und den schwarzen Fürsten, Karl den VI. und Isabelle von Baiern, Heinrich den V. und seinen Bruder Karl den VII., Agnes Sorel, die Jungfrau von Orleans, Richemont, Talbot, Lahire, Xintrailles und Dünois auf den Schauplatz; die Geschichte durchläuft den Zeitraum der fürchterlichen Jacquerie, *) der Volksaufstände,

---

*) So nannte man einen Bauernaufruhr in Frankreich vom Jahr 1385, wo König Johann Gefangener in England war. Man nannte ihn la Jacquerie, weil die Edelleute und Ritter, welche die Bauern bei der Gelegenheit ausplün-

Metzeleien und Meuchelmorde, welche Folge der Eifersucht der beiden Häuser Burgund und Orleans waren. Und plötzlich endet diese schreckliche Geschichte einiger nachgebornen Prinzen aus dem Hause Frankreichs mit jenem in unserer Geschichte einzigen Manne, jenem Ludwig dem XI., der den Connetable enthaupten, und die Elstern und Staare einsperren ließ, weil die Pariser Bürger sie gelehrt hatten zu rufen: «Larron, va dehors; va Perrette! *); jenes tyrannischen Richters, den das Volk verachtete und liebte um seiner gemeinen Sitten und seines Hasses gegen den Adel willen; der große Dinge mit kleinen Menschen vollbrachte, seine Knechte zu Wappenherolden, seine Barbiere zu Ministers, den Profoß zum Gevatter, und zwei Scharfrichter, deren einer traurig, der andere lustig war, zu seinen Gesellschaftern erwählte; der durch seinen Geist wieder erwarb, was er durch seinen Charakter verlor, als König die Fehler wieder gut machte, die ihm als Mensch entschlüpten; der im zwanzigsten Jahr ein tapferer Ritter, im Alter

---

derten, den Anführer des Aufstandes, einen Bauer Namens Caillet, spottweise nur Jacques-bonhomme hießen. A. d. U.

*) Spottwort auf den Rückzug Ludwigs des XI. aus Paris und den Vertrag von Peronne

eine Memme war, und mitten unter Galgen, Eisenkäfigen, Falltreppen, Spießen, unter Ketten, die man les fillettes du Roi nannte, unter Einsiedlern, Empirikern, Sterndeutern starb, nachdem er die Staatsverwaltung Frankreichs gegründet, das Richteramt unwandelbar gemacht, durch Politik und Waffen das Königreich vergrößert, und seine Nebenbuhler und Feinde, Eduard von England, Galeazzo von Mailand, Johann von Arragonien, den Herzog von Burgund, und selbst die junge Erbin dieses letztern in das Grab hatte steigen sehen. Es war etwas Unheimliches an der Person dieses Fürsten, der, wie Brantome sagt, artig ausgedacht, seinen Bruder vergiftete, da er am wenigsten an so was dachte, und die heilige Jungfrau, seine Dame, seine Geliebte, seine theure Freundin bat, ihm Verzeihung der Sünde zu erwirken!

Mit Karl dem Kühnen und Ludwig dem XI. fällt auch das Feudal-Europa zusammen. Konstantinopel wird erobert; im Abendlande leben die Wissenschaften wieder auf; die Buchdruckerkunst wird erfunden, Amerika entdeckt; Oesterreichs Größe beginnt durch die Heirath der burgundischen Erbin mit Maximilian; Leo X., Franz I., Karl V. folgen schnell auf einander; Luther mit seiner religiösen und politischen Reformation steht vor der Thüre, und die Geschichte der burgundischen Herzoge läßt bei

ihrem Ende den Leser am Eingang in eine neue Welt.

Glücklicherweise sind die Quellen, aus welchen die Geschichte der burgundischen Herzoge fließt, eben so zahlreich. Für die fünf Regierungen, zwischen dem Tode Philipps von Valois bis zum Antritt Karls des VIII., haben wir ungefähr 180 Manuscripte, und 143 gedruckte Denkschriften und Chroniken. Hiezu muß noch die Sammlung der burgundischen Schriftsteller, und jene der englischen von Eduard dem III. bis Eduard den V. gerechnet werden, ohne von den Urkunden in dem Tresor des Chartres, und von den Akten Raimars zu reden. Im Anfang und am Ende dieser Geschichten findet man Froissart und Philipp von Comines, den Herodot und den Thucydides unserer gothischen Zeit.

Die Vignetten bei den Manuscripten geben einen sehr anschaulichen Begriff von den Gebräuchen der damaligen Zeit. Man findet Schlachten, öffentliche Feierlichkeiten, Eidesleistungen und Belehnungen, das Innere von Pallästen und Häusern, Schiffe, Pferde, Rüstungen, Kleidungen aller Art und aller Stände.

Herr von Barante hat alle diese Materialien als ein geschickter Baukünstler benützt. Er hat zu dem reinen Geschmack in der Geschichte, zur Einfachheit der guten Schule zurückgeleitet. Kein Wortgepränge, keine anmaßenden Sentenzen! Nichts

ist zugleich anziehender und würdevoller, als seine Erzählung; er schildert die Sitten, ohne voraus anzukündigen, daß er sie schildert oder schildern wird.

Als unter uns die sogenannte philosophische Geschichte entstand, sagten uns die Verfasser derselben: «Bis jetzt hat man nur der Könige Geschichte ge«schrieben; wir wollen jene der Völker schreiben. «Wir wollen vor allem Kenntniß von den Sitten «zu geben suchen ꝛc.»

Und dann glaubten sie, ihre Vorgänger zu übertreffen, wenn sie ihre Perioden mit einigen Gemeinplätzen gegen die Verbrechen und Tyrannen beschlossen, und uns am Ende jeder Regierung berichteten wie die Frisur der Frauen, die Fußbekleidung der Männer gewesen, wie man auf die Jagd gegangen, was zu Mittag aufgetragen worden sey u. s. w.

Sitten und Gebräuche setzt man nicht in einen besondern Abschnitt, in die Ecke einer Geschichte zusammen, so wie man Kleidungsstücke und Zierrathen in eine Kleiderkammer, oder alte Rüstungen in einem Curiositäten-Cabinet zusammenstellt. Sie müssen zugleich mit den handelnden Personen sich darstellen, und dem Gemälde das Kolorit seiner Zeit geben. Herodot unterrichtet uns über das Privatleben seiner Landsleute, die heutzutage ihres alten Ruhms sich würdig erweisen, indem er uns

die dreihundert Spartaner zeigt, welche, ehe sie zum Kampf nach Thermopyle eilen, gymnastische Uebungen vornehmen; indem er ihre Haare beschreibt; indem er die Griechen schildert, wie sie nach eben jenem Treffen den olympischen Spielen beiwohnen, und als Preis des Wettlaufs einen Kranz von jenem Oelbaum empfangen, den man den schönbekränzten nannte: *ελαία καλλιστέφανος*.

Die ganze Lebensart eines Römers wird uns anschaulich, wenn wir die Abgeordneten des Senats zu Cincinnatus gehen sehen, ihm die Diktatur anzutragen; wenn sie ihn auf dem Acker finden, hinter dem Pfluge, oder an einer Grube grabend. Sie grüßen ihn, senden Wünsche zu den Göttern für sein und des Staates Wohl; sie bitten ihn die Toga anzuziehen, um zu vernehmen, was der Senat von ihm verlangt. Cincinnatus erstaunt; frägt ob ein Unglück sich ereignet habe; er wischt Schweiß und Staub sich von der Stirne, und schickt sein Weib Racilia, die Toga aus der Hütte herbeizuholen: Togane propere e tugurio proferre uxorem Raciliam jubet, sagt Titus Livius.

In Tacitus finden wir die Diktatoren wieder, aber ständige Diktatoren. Sie wohnen nicht mehr im tugurium, sondern im palatium; und wenn sie nach der villa gehen, so geschieht dieß, um Ausschweifungen sich hinzugeben, oder Verbrechen auszubrüten. Der Senat giebt ihnen nicht mehr die

oberste Gewalt zum Lohn ihrer Tugenden, sondern als Lohn für ihre Verbrechen: Cuncta scelerum suorum pro egregiis accipi videt.

Wenn man unsere alten Chroniken liest, so hat man alles vor Augen, man ist bei allem gegenwärtig. Froissart läßt uns den Festen Eduards des III. und den Schlachten seiner Krieger beiwohnen. Den Tag vor dem Treffen bei der Brücke von Lussac, wo der berühmte Chandos fiel, hatte er auf dem Wege in einem Wirthshause angehalten. «Er stand, «sagt Froissart, in einer großen Küche am Heerde, «und wärmte sich an einem Strohfeuer, das sein «Knappe angezündet hatte; da sprach er ganz ver«traut mit seinen Leuten, und sie mit ihm, die «ihm gerne seinen Trübsinn vertrieben hätten.» Den folgenden Morgen gieng Chandos fort, und stieß auf die Franzosen, welche Ludwig von St. Julien und Kerlouet der Bretagner anführten. «Die «Engländer stellten sich auf einen Hügel, ungefähr «drei Bouviers oberhalb der Brücke.» Man sieht, daß Froissart nach Homers Weise zählt. Bouvier ist der Raum, welchen zwei Ochsen in einem Tag umackern. Chandos spricht sodann wie die Helden der Iliade; er verhöhnt die Feinde: «Unter uns «gesagt, Franzosen! spricht er, ihr seyd gar zu «wackere Kämpen; überall sieht man euch hoch zu «Roß, gewappnet vom Kopf bis an die Ferse; es «ist wahrhaftig, als wär das ganze Land da euer,

«und zum Henker! es ist doch nicht.» Er ward getödtet im Kampf zu Fuß, weil er «in ein weites «Kleid sich verwickelte, das an dem Boden schleppte, «und von weißem Atlas mit seinem Wappen geziert «war. . . .» Da fiengen die Engländer an zu «klagen und zu trauern, sagend: «Edler Ritter! «Blume aller Ehre! Ritter Johann Chandos! vom «Bösen ward das Schwerdt geschmiedet, das euch «durchbohrte und in Todesgefahr brachte.» Von «Freund und Feinden ward Messire Jean Chandos «bedauert und vermißt, und der König von Frank«reich, so wie die Großen des Landes weinten schier «um ihn.»

Diese Kunst, uns mitten unter die Gegenstände zu versetzen, ist in unsern alten Schriftstellern sogar bei der historischen Satyre anzutreffen. Thomas Arthus beschreibt uns Heinrich den III., wie er in einem breiten geräumigen Bette liegt, sich beklagt, daß man ihn so früh, um zwölf Uhr Mittags, wecke, wie er ein Tuch und eine Larve über dem Gesicht, Handschuhe an den Händen trägt, wie er eine Suppe trinkt, und dann wieder in sein Bett sich eingräbt. In einem der anstoßenden Zimmer lassen Caylus, St. Megrin und Maugiron sich die Haare machen, und vollenden ihre kunstgerechte Toilette: man zieht ihnen die steifen Haare an den Augenbraunen aus, man setzt ihnen Zähne ein, man malt ihnen das Gesicht, man braucht eine ungeheure Zeit sie anzu-

kleiden und zu parfümiren. Dann gehen sie, um in Heinrichs des III. Gemach sich zu begeben, «und «schwanken dabei so mit Körper, Kopf und Beinen, «daß ich alle Augenblicke glaubte, sie müßten der «Länge nach hinfallen.» . . . Sie fanden diese «Art zu gehen schöner, als irgend eine.»

Herr von Barante hat die wichtige Bemerkung wohl aufgefaßt, daß man die Sitten und Gebräuche in die Erzählung einweben müsse. Er beschreibt die Schlachten nach dem Leben; man meint sie zu sehen. Im zweiten Buche muß man das bekannte Abentheuer des Connetable Clisson und des Herzogs der Bretagner lesen. Giebt es etwas Lebendigeres, als die Schilderung dessen, was nach Unterzeichnung des Vertrags zwischen dem Dauphin und Johann ohne Furcht im Juli 1419 sich zutrug? «Der «Friede, den die Fürsten abschlossen, sagt der «Geschichtschreiber, hatte bei den Parisern große «Freude verursacht; indessen ließ sich nicht viel davon «merken, daß jenen daran gelegen war, die Un«ordnungen einzustellen. . . . Aber noch größer «ward die Betrübniß, als man am 29. Juli, am «hellen Tage einen Haufen armer Flüchtlinge voll «Schrecken und Angst vor dem Thore St. Denis er«scheinen sah. Die Einen waren verwundet und «bluteten, die Andern fielen vor Hunger, Durst «und Erschöpfung um. Man hielt sie am Thor

«an, und frug sie, wer sie wären, und was der «Grund ihrer Verzweiflung sey? Wir sind von «Pontoise, erwiederten sie weinend; die Engländer «haben heute früh die Stadt eingenommen, und «alles umgebracht, was ihnen in den Weg kam. «Glücklich wer ihren Händen entrann; die Saraze-«nen waren nicht so hart und grausam gegen Chri-«sten, wie sie es sind. — Während sie so sprachen, «kamen an den Thoren von St. Denis und St. La-«zare immer mehr so Unglückliche halb nackt an; «Frauen, die ihre Kinder auf den Armen oder in «Körben daher trugen, die einen ohne Hauben, die «andern mit halblosgerissenen Wämsern, Priester in «Chorhemden mit entblößten Häuptern. Alle weh-«klagten. O mein Gott! sagten sie, bewahre uns «vor Verzweiflung: diesen Morgen waren wir noch «ruhig und zufrieden in unsern Häusern; jetzt zu «Mittag sind wir wie Geächtete, und suchen Nah-«rung. — Die Einen fielen vor Müdigkeit in Ohn-«macht, die Andern setzten sich auf die Erde nieder «und wußten nicht, was aus ihnen werden sollte; «dann sprachen sie erst noch von jenen, die zurückge-«blieben waren.»

Das ist die wahre Art, Geschichte zu schreiben; das ist vortrefflich.

Die Geschichte der burgundischen Herzoge ist ohne Partheigeist geschrieben, aber nicht

mit jener Unpartheilichkeit, welche dem Geiste der Geschichte zuwiderläuft, und bei Laster wie bei Tugend gleichgültig bleibt. Die neue Schule hat vergessen, daß die Geschichte ein Gemälde ist, und daß, wenn Verstand sie verfaßt, Einbildungskraft ihr Farbe geben müsse. Die wahre Unpartheilichkeit der Geschichte besteht in gewissenhafter genauer Erzählung der Ereignisse, in Beobachtung der Zeitfolge, in der richtigen Darstellung der Thatsachen und handelnden Personen; das übrige ist dem Gefühl des Geschichtschreibers frei gestellt.

Darum schreibt also Herr von Barante natürlicherweise nach den Grundsätzen des von ihm angenommenen politischen Systems. Wenn er die Verbrechen der untergeordneten Klasse der Gesellschaft mit eben so viel Wahrheit als Abscheu schildert, so sieht man, daß er eine Art von Entschuldigung dafür in der Unterdrückung der Völker und Gemeinden findet; wenn er von Rittertugenden erzählt, so gewahrt man, daß es ihm lieber wäre, er fände diese Tugenden bei einer andern Klasse von Menschen; allein das benimmt der Redlichkeit seines Urtheils so wenig etwas, als der Wahrhaftigkeit seines Pinsels. Jeder Geschichtschreiber hat seine Lieblinge; Xenophon, der Athenienser, ist in seiner Geschichte Spartaner; Titus Livius ist Pompejaner und Republikaner

unter Augusts Regierung; Tacitus, der nur Tyrannen zu verwünschen hat, macht aus einigen einzelnen Menschen, oder aus wilden Germanen Muster aller Tugenden. In England sind alle Geschichtschreiber entweder Whigs oder Torys. Unser Bossuet will von der Erde nichts lernen; er holt seine Staatseinrichtungen aus dem Himmel. Was kümmert ihn jenes Reich der Welt, diese werthlose Gegenwart, wie er sich ausdrückt? Ist er partheiisch, so ist er es für das Ewige; er schreibt die Geschichte am Fuß des Kreuzes, und beugt die Völker unter das Zeichen unseres Heils, so wie er die Begebenheiten durch die Gewalt seines Genies beherrscht.

Herr von Barante hat bereits vier Bände seiner Geschichte herausgegeben, und sie lassen mit Begierde die Fortsetzung erwarten. Er verfolgt seine Arbeit mit jener ausharrenden Geduld, ohne welche das Talent nur vorübereilenden Schimmer verbreitet, und unvollendete Werke zu Tage bringt. Die Geschichte ist die eben so edle als natürliche Zuflucht für das aus den öffentlichen Angelegenheiten abtretende Talent. Da läßt sich noch Gerechtigkeit üben; freilich schreckt diese selten mehr in heutiger Zeit die an öffentliche Verachtung Gewohnten; es giebt Menschen, die sich um

Nachruhm so wenig wie um ihren Leichnam kümmern, denen es gleichgültig ist, ob man sie mit Füßen trete, denn sie fühlen nichts; allein nicht um die Todten zu bestrafen, sondern um die Lebenden zu schrecken, schleppte man vormals die Leichname gewisser Verbrecher auf der Schleife herum.

Fortsetzung.

Mai 1825.

Wir haben von den ersten Bänden dieses wichtigen und trefflichen Werkes Rechenschaft gegeben. Seitdem sind zwei andere Bände davon erschienen, und zwei neue sind im Begriff, ans Licht zu treten. Wir wollen dieses so dramatische und abwechselnde Gemälde den Lesern vor Augen stellen. Der König Johann ist gefangen in England. Philipp von Rouvre, letzter Herzog aus dem ersten burgundischen Stamme, stirbt; Johann ist sein Erbe, gleich als wollte die Vorsehung dem gefangenen Monarchen so viele Macht und Provinzen zurückerstatten, als er an Eduard für sein Lösegeld abtreten soll. Aber Johann gab seinem geliebten Sohn, dem jungen Philipp von Frankreich, der an seiner Seite gefochten und Wunden erhalten hatte

in der Schlacht von Poitiers, das Herzogthum Burgund; dieß ist Philipp der Kühne, erster burgundischer Herzog aus dem Hause Valois.

Unter diesem ersten Herzog geht die ganze Regierung Karls des V. vorüber; jene kluge, an Ereignissen und großen Männern reiche Regierung, welche jedoch durch die Regierung Karls des VI. enden sollte, mit welcher alles Ungemach wieder über Frankreich hereinbrach.

Philipp der Kühne sah noch den Beginn der Krankheit Karls des VI., und jener stürmischen Vormundschaft, um welche ehrgeitzige Oheime und eine ausgeartete Mutter sich stritten. Die Mißhelligkeiten zwischen den Häusern Orleans und Burgund brechen los. In diesem letztern Hause findet sich mehr Großes, in jenem mehr Anziehendes; man nimmt, ohne es zu wollen, Parthei für das Haus Orleans; man verzeiht ihm seine lauen Sitten um seines Geschmacks für Kunst und seines Heldenmuthes willen. Mittelst seiner unehelichen Linie gelangt man von Dünois zu Longueville; der ehlichen Linie folgend von Valentine von Mailand zu Ludwig dem XII. und Franz dem I.

Das erste Verbrechen kömmt von dem Hause Burgund. Johann ohne Furcht, Nachfolger seines Vaters Philipps des Kühnen, läßt den Herzog von Orleans am 23. November 1407 ermor-

den. Im Anfang thut er, als wollte er das Verbrechen läugnen; später rühmt er sich desselben, wie es Leute zuletzt immer machen, welche überwiesen, aber ihrer Gewalt wegen nicht bestraft werden können. Der Herzog von Burgund wird Liebling des Pariser Volkes. Die Königin flieht, und führt den kranken König mit sich nach Tours. Valentine von Mailand unterliegt ihrem Schmerz, ohne Genugthuung erhalten zu haben.

«Ihr Leben war nicht glücklich gewesen, sagt «Herr von Barante. Ihre Schönheit, ihre Gra«zie, die Reitze ihres Geistes und ihrer Gestalt «hatten zu nichts gedient, als die Eifersucht der «Königin und der Herzogin von Burgund zu «wecken. Ihre zarte Sorgfalt um des Königs «Person hatte den Ruf der Zauberei und Hexerei, «welchen sie im Volke sich zugezogen, vor den Au«gen der Welt bestätiget. Sie liebte ihren Gat«ten, und er hatte ihr fortwährend und öffent«lich andere Frauenspersonen vorgezogen. Ein «gräulicher Mord hatte ihr denselben entrissen, «und man versagte ihr alles Recht; Gewalt wieß «ihre Ansprüche, so wie ihren Schmerz zurück. «Den ersten Unwillen ausgenommen, welchen das «Verbrechen erzeugt hatte, fand sie überall nur «Eigennutz, Kälte, bösen Willen. In den frühern «Jahren ihres Lebens hatte sie zum Wahlspruch «gewählt: Rien ne m'est plus. plus ne m'est

«rien. . . . Ihre Klagen und ihre Verzweif-
«lung in den Stunden ihres Todes waren peinlich
«anzuhören. Sie starb von ihren drei Söhnen
«und einer Tochter umringt; auch Johann, ein un-
«ehlicher Sohn ihres Gatten und der Frau von Cauny,
«kam zu ihr. Sie liebte diesen Knaben gleich ihren
«eigenen Kindern, und ließ ihn mit der größten
«Sorgfalt erziehen. Zuweilen, wenn sie sein leb-
«haftes feuriges Gemüth beobachtete, sagte sie, der
«Knabe sey ihr entwendet worden, und keiner ihrer
«Söhne sey so ganz dazu gemacht, wie dieser, sei-
«nes Vaters Tod zu rächen. Dieser Knabe ward
«der Graf von Dünois.»

Dieses Gemälde ist lebhaft und anziehend. Vorzüglich in den Nebenumständen zeigt sich des Verfassers Talent, denn da erlaubt die Geschichte, den Ton herabzustimmen und die Farben zu mildern. Valentinens Zauberei bestand in ihren Reitzen; diese Fremde, diese Italienerin, brachte in unser rauhes Klima, nach unserm halb wilden Frankreich, kultivirte Sitten und Geschmack für Künste mit; sie mußte daher als eine Zauberin erscheinen. Ihrer Schönheit wegen hätte man sie eben so gerne verbrannt, wie man Johanna d'Arc um ihres Ruhmes willen den Flammen überlieferte.

Der Vertrag von Chartres gab alle Gewalt in die Hände des Herzogs von Burgund. Man köpfte den Herrn Montaigü, der die Finanzen verwaltete;

es half aber nichts; man rief eine Versammlung zusammen, um den Staat zu reformiren, und es gieng dann nur alles um so schlechter. Die mißvergnügten Prinzen ergriffen die Waffen gegen den Herzog von Burgund. Der Herzog von Orleans, Sohn des Ermordeten, hatte in zweiter Ehe die Tochter des Herzogs Bernhard von Armagnac geheirathet, und daher nahm die Orleansche Parthei, von Bernhard angeführt, den Namen der Armagnacs an. Zu Bicetre wird ohne Erfolg unterhandelt; man bereitet sich neuerdings zum Kriege vor. Die Armagnacs belagern Paris; der Herzog von Burgund rückt mit einem Heere vor, und die Belagerung wird aufgehoben. Während aller dieser Unfälle dauert der Krieg mit den Engländern fort, und ein wahnsinniger König kömmt nur von Zeit zu Zeit zum Bewußtseyn zurück, um über die Leiden seines Volkes zu weinen.

In Paris bricht Aufruhr aus. Die Palläste des Königs und des Dauphins werden erstürmt; die Parthei der Metzger setzt weiße Kappen auf; der Herzog von Burgund verliert seine Gewalt, und er zieht sich zurück. Man unterhandelt zu Aras.

Der König von England schifft nach Frankreich über. Die verlorne Schlacht von Azincourt erneuert alle unglückliche Folgen der Schlachten von Crecy und Poitiers. Paris fällt wieder in die Hände der Burgunder, nachdem die Armagnacs dort

geherrscht hatten; die Gefängnisse werden erbrochen, die Gefangenen ermordet. Die Engländer nehmen Rouen ein, und Heinrich V. nennt sich König von Frankreich.

Zu Ponceau wird ein Friede zwischen dem Herzog von Burgund und dem Dauphin geschlossen. (1419). Vergebliche Hoffnung! Der Haß war zu tief eingewurzelt. Johann ohne Furcht wird auf der Brücke von Montereau erschlagen.

Der neue Herzog von Burgund, Philipp der Gute, verbündet sich mit den Engländern, um seinen Vater zu rächen. Heinrich V. heirathet Catherinen von Frankreich, und Karl VI. erkennt ihn für seinen Nachfolger, mit Ausschließung des Dauphins. Zwei Jahre nach der Unterzeichnung des Vertrags von Troyes stirbt Karl VI. zu Paris, und Heinrich V. noch vor ihm. Wir lassen den Geschichtschreiber sprechen:

«Schon seit geraumer Zeit besaß Karl VI. we«der seine Vernunft mehr, noch Gedächtniß; und «doch war er noch immer bei dem armen Volke beliebt «und geachtet. Von all dem Unglück, das über «das Königreich während der 43 Jahre seiner Re«gierung hereinbrach, hatte man ihm nie etwas «zur Last gelegt. Man erinnerte sich, wie er in «seiner Jugend durch sein sanftes, höfliches, leut«seliges Wesen jedermann eingenommen, daß man «von ihm Großes gehofft, daß er den Namen des

«Vielgeliebten erhalten hatte. Immer sagte man «nur, des Königs unglückselige Krankheit sey Schuld «an den öffentlichen Drangsalen, an der Uneinig«keit der Prinzen, an den Räubereien der großen «Herrn, an dem Mangel von Ordnung und Zucht. «Die Güte, welche er in seinen lichten Augenblicken «zeigte, bestätigte diese Ansichten, und so war die«ser wahnsinnige König ein Gegenstand der Vereh«ehrung, des Bedauerns, des Mitleids geworden; «das Volk schien ihn eben so zu lieben, als es alle «die haßte, welche in seinem Namen regierten. Noch «einige Wochen vor seinem Ende, als er nach Paris «zurückgekommen war, hatten die Inwohner mitten «unter ihren Leiden und unter dem harten Scepter «der Engländer ihren armen König mit Freuden «wieder gesehen, und mit tausend Jubelgrüßen em«pfangen. Es war betrübt, ihn so allein und ver«lassen sterben zu sehen, ohne daß ein französischer «Prinz, ein Großer des Reichs ihm den letzten Dienst «erzeigte. Bis zur Rückkehr des englischen Reichs«verwesers, welcher gerade damals den Leichenzug «des Königs Heinrich begleitete, blieb der Leib «des Königs von Frankreich zu St. Paul während «drei Tagen ausgestellt, wo ihn jedermann mit «unbedecktem Gesichte sehen und für ihn bethen «konnte.»

Giebt es etwas Rührenderes und etwas, das mehr Stoff zum Nachdenken lieferte, als diese Er-

zählung! Der Herzog von Bedfort kömmt von dem Leichenbegängniße Heinrichs des V., des Königs von England, zurück, um jenes Karls des VI., des Königs von Frankreich, anzuordnen; diese Reise von einem Sarge zum andern, von jenem des glücklichsten und glorreichsten Fürsten zu dem des unberühmtesten und unglückseligsten Monarchen legt der Geschichtschreiber hier dem Leser vor Augen ohne alle Bemerkung, ohne eitlen Prunk von Sittenlehre. Welch großartige, ernste Manier, Geschichte zu schreiben! Die Lehre liegt in dem Gemälde selbst, und dieses ist der Lehre würdig.

Es ist bekannt, daß der unglückliche Monarch, so oft er wieder zu Verstande kam, über die Unglücksfälle Frankreichs weinte, und verfiel er wieder in Wahnsinn, so verfolgte ihn der durch die Narrheit erzeugte Gedanke, das Schicksal mache ihn gleichsam zur Geißel Frankreichs; er behauptete dann immer, er sey nicht Frankreichs König, und überall, wo er seinen Namen oder sein Wappen antraf, vernichtete er sie.

Der Dauphin befand sich zu Mehun-sur-Yèvres in Berri, als er den Tod seines Vaters erfuhr. «Es wurde, so erzählt wieder Herr von «Barante ganz trefflich, die Fahne Frankreichs em«porgehoben, und in einer kleinen Kapelle, in «einem ganz unbekannten Dorfe, ward Karl VII. «zum erstenmal mit dem Zuruf: es lebe der König!

«begrüßt. . . . Die Engländer nannten ihn «spottweise nur den König von Bourges; *) allein «es ließ sich damals schon vorhersehen, wie schwer «es seyn würde, sein gegründetes Recht zu besitzen, «und die Macht der alten Feinde des Königreichs «aufrecht zu erhalten.»

Richemont, Dünois, Xaintrailles, Lahire behaupten züerst die Ehre Frankreichs, ohne jedoch das Land den Fremden entreißen zu können. Johanna d'Arc erscheint, und das Vaterland ist gerettet.

In die Geschichte jener Zeit, mengt sich bei Unglück sowohl als bei Glück, etwas Wunderbares: eine außergewöhnliche Erscheinung hatte Karl dem VI. den Verstand geraubt; geheimnißvolle Offenbarung bewaffnet den Arm der Jungfrau. Die Nachkommen des heiligen Ludwigs verlieren durch übernatürliche Ursachen das Königreich Frankreich, und sie erhalten es wieder durch ein Wunder.

Man muß in Herrn von Barante die ganze Stelle wegen der Jungfrau von Orleans nachlesen. Er wußte, in dem Charakter der Johanna die Einfalt

---

*) Weil ihm nämlich von ganz Frankreich nur Bourges und dessen Gebiet geblieben, und alles andere im Besitz der Engländer war.

A. d. U.

der Bäuerin, die Schwäche des Weibes, die Begeisterung der Heiligen, und den Muth der Heldin vereint zu erhalten. Man sieht die Hirtin von Domremy eine Leiter an die Verschanzungen der Engländer vor Orleans stellen, und die erste die angegriffene Feste ersteigen; man sieht sie verwundet, in den Graben gestürzt, weinen und sich ängsten; aber bald wieder zum Kampf eilen, die Thürme erstürmen, indem sie dem englischen Anführer zuruft: Strecke die Waffen vor dem Könige der Himmel!

Ermuthigt durch den Sieg, ohne stolz darauf zu werden, erklärt sie, den König nach Rheims zur Krönung führen zu wollen. «Ich werde nur ein Jahr, oder wenig darüber dauern; darum muß ich meine Zeit gut verwenden,» sagte sie. Sie verkündete, daß nach der Krönung die Gewalt der Feinde fort und fort abnehmen werde. Alles gehorchte der Stimme dieses außerordentlichen Mädchens. Jargeau wird bestürmt, der berühmte Talbot zu Patoi geschlagen und gefangen. Indeß will die von Lebensmitteln entblößte und ihrer geringen Zahl wegen entmuthigte königliche Schaar von Troyes nach der Loire zurückweichen. Die Jungfrau weissagt, Troyes werde sich ergeben, und wirklich öffnet Troyes seine Thore. Chalons eben so. Karl VII. zieht in Rheims ein, den 15. Juli 1429, er wird an dem Taufquell des

Chlovis gesalbt, wohin nach so großen Unglücksfällen Gott jetzt Karl den X. zurückführt.

«Während der Feierlichkeit stand die Jungfrau «neben dem Altar, die Fahne in der Hand, und «als sie nach der Krönung sich dem König weinend «zu Füßen warf, konnte niemand bei den Worten, «die sie an den König richtete, der Thränen sich ent«halten: Edler Herr! sagte sie, nun ist Gottes «Wille vollbracht, welcher befahl, Ihr solltet nach «Rheims gelangen, das heilige Oel empfangen, auf «daß jeder sehe, daß ihr der rechte König seyd, und «der, dem das Königreich gehört.»

Indessen kündete Johanna an, ihre Macht sey bald am Ende. «Weißt du, wann du sterben wirst, und wo?» fragte sie der Bastard von Orleans.

«Das weiß ich nicht, erwiederte sie, es geschieht «nach Gottes Gebot: ich habe erfüllt, was mir «befohlen ward, die Belagerung von Orleans auf«zuheben, und den König in Rheims zu krönen. «Ich wünschte, der Herr führte mich zu meinen El«tern wieder, die so sehr sich freuen würden, mich «zu sehen. Ich würde ihre Schaafe und ihre Kühe «hüten, und wieder thun, wie ich sonst gewohnt «gewesen.»

Der König zog in Isle de France ein, und belagerte Paris. Johanna war über den ersten Graben; sie untersuchte die Tiefe des zweiten mit

der Lanze, als sie durch einen Pfeil am Fuß verwundet ward. Das Heer erhielt Befehl zum Rückzug. «Johanna, die den Dienst verlassen wollte, hieng «ihre weiße Rüstung an den Grabmälern zu St. «Denis auf, sammt dem Schwerte, das sie in einem «Sturm auf Paris den Engländern abgenommen «hatte.» Doch schlug sie sich noch während einiger Zeit; sie glaubte, man könne den Frieden nur an der Spitze einer Lanze finden. «Der Schrecken, den «ihr Name verbreitete, nahm so zu, sagt der Ge«schichtschreiber, daß die Leute, welche man in «England für das Heer werben wollte, lieber «die Flucht ergriffen und sich verbargen, als daß «sie nach Frankreich ziehen wollten, gegen die Jung«frau zu kämpfen.» Johanna wollte zu Gott zurückkehren, von dem sie gekommen war.

In einem lebhaften Ausfall, den sie von Compiegne aus gegen die Burgunder, welche die Stadt belagerten, unternahm, fiel sie in die Hände ihrer blutgierigen Feinde. An demselben Tag ihrer Gefangennehmung hatte sie geäußert: «Ich bin ver«rathen, und in Kurzem werde ich dem Tode über«liefert werden; ich werde meinem König und dem «edlen Frankreich nicht mehr dienen können.» Als die Engländer die Nachricht von der Gefangenschaft der Jungfrau hörten, brachen sie in laute Freude aus, und glaubten, ganz Frankreich sey nun ihr Eigen-

thum. Der Herzog von Bedfort ließ ein Tedeum singen.

Auf Anrathen eines Inquisitors und des Bischofs von Beauvais lieferten die Burgunder den Engländern die Jungfrau aus, oder sie ward vielmehr um 10 tausend Livres an sie verkauft. Es wurde ein eiserner Käfig verfertigt, in den man sie mit Ketten an den Füßen sperrte. So ward sie in den festen Thurm auf das Schloß Rouen gebracht. «Die englischen Bogenschützen, welche das arme «Mädchen bewachten, beschimpften sie gröblich, und «sie versuchten es sogar, ihr Gewalt anzuthun.» Selbst einige von den englischen Rittern mißhandelten sie.

Ihr Prozeß begann. Von Fallstricken umgeben, in Lügen verwickelt, durch die man ihren Glauben wankend machen wollte, wurde Johanna sogar durch den ersten Beichtiger, den man ihr sandte, betrogen Der Bischof und ein Kanonikus von Beauvais leiteten die ganze Verhandlung. «Johanna bestand «sechs auf einander folgende Verhöre vor dem zahl«reich versammelten Rathe, und ihr Muth erschien «dabei vielleicht noch größer, als in der Schlacht. «Das arme Mädchen, das höchstens ihr Vaterunser «und ihr Ave sprechen konnte, ward nicht ein ein«zigesmal verwirrt; die Gewaltthaten setzten sie «weder in Furcht noch in Zorn. Man gab ihr «weder Anwälde, noch Rathgeber; aber ihre Red-

«lichkeit und ihr gesunder Verstand machten all die «Ränke zu Schande, die man anwendete, um sie «auf solche Art antworten zu lassen, daß sie der «Ketzerei oder Zauberei hätte beschuldigt werden kön«nen. Oft gab sie so treffliche Antworten, daß die «Doktoren sich höchlich verwunderten.»

Einmal befragte man sie ihrer Fahne wegen:

Sie sagte: «ich trug sie, damit ich niemand «tödten möchte; ich habe niemals jemanden ge«tödtet.«

Man wollte wissen, was für Eigenschaften sie dieser Fahne zuschriebe?

«Ich rief: Stürze kühn mitten unter die Eng«länder, und ich trat selbst unter sie.»

Man fragte sie, warum sie bei der Krönung von Rheims ihre Fahne neben den Altar aufgepflanzt hätte. Sie erwiederte:

«Sie hatte viel Ungemach gesehen; billig war's, «daß auch sie zu Ehren kam.»

Man wollte vor ihrer Hinrichtung noch eine Art öffentlichen Anerkenntnisses der Gerechtigkeit ihrer Strafe von ihr erpressen. Ein Prediger sprach gegen den König; da fiel sie ihm in die Rede, und sagte: «sprecht über mich, aber nicht vom König; «ich kann wohl mit gutem Gewissen behaupten «und schwören, er sey der edelste Mann unter «allen Christen.»

Sie war nahe daran, ihren Henkern zu entschlüpfen, da sie die geistliche Gerichtsbarkeit für sich ansprach; sie hatte die Kleidung ihres Geschlechts wieder angenommen, und versprochen sie beizubehalten. Um sie zur Uebertretung dieser Zusage zu nöthigen, raubte man ihr, während sie schlief, ihre Kleider, und ließ ihr nur Mannskleider statt derselben. Da sie aus Schaamhaftigkeit sich in der Noth mit diesen bekleidete, erklärte man sie für rückfällig, übergab sie dem weltlichen Gericht, und verurtheilte sie zum Feuertode.

Der Spruch ward vollzogen. Ihr zweiter Beichtvater, der durch seine Tugenden den niederträchtigen Verrath seines Vorgängers wieder vergütete, «der «Pater Martin Ladvenn, war mit ihr auf den Scheiterhaufen gestiegen, und er war noch oben, als «der Henker den Holzstoß anzündete: «Herr Je«sus! rief die Jungfrau aus, und trieb den Prie«ster hinab, bleibt unten, haltet mir das Kru«zifix vor Augen, und bethet mir vor, bis es zu «Ende ist.» . . . Indem sie ihre Unschuld «betheuerte und sich dem Himmel empfahl, hörte «man sie noch mitten in den Flammen bethen; das «letzte Wort, das man von ihr vernahm, war «Jesus.»

Dieß war das erste Siegeszeichen der Engländer für den jugendlichen Heinrich den VI., der damals

zu Rouen sich befand! Dieß war Frankreichs Retterin, und die Heldin, die ein großer Dichter beschimpft hat. Dieses Verbrechen des Genies hat nicht einmal die Entschuldigung für sich, die für jenes gilt, das die Gewalt begieng. England war durch den Arm einer Bäuerin besiegt worden; dieser Arm hatte ihm seine Beute entrissen; die Zeit war die Zeit der Rohheit und des Aberglaubens, und am Ende waren es Fremde, die Johanna aufopferten. Aber im 18. Jahrhundert! aber ein Franzose! aber Voltaire! . . . Ehre dem Geschichtschreiber, der heutzutage auf so würdige Weise die Tugend und das Unglück ob solcher Verunglimpfung rächt.

Zur Ehre der Zeit, in der wir leben, wollen wir übrigens behaupten, eine solche Ausschweifung des Genies wäre jetzt nicht mehr möglich. Vor der Einführung unserer neuen Staatseinrichtungen hatten wir nur häusliche Sitten; jetzt giebt es öffentliche Sittlichkeit, und wo diese besteht, können grobe Beschimpfungen des Vaterlandes nicht mehr statt haben. Freiheit ist die Schutzwehr jenes nationellen Ruhmes, der das Eigenthum aller Bürger ist.

Heinrich VI. verließ Rouen, und kam nach Paris; er ward in der Kathedralkirche gekrönt, welche das Schauspiel einer spätern Usurpation heiligen sollte. Er blieb nur einen Monat. Der

Vertrag von Aras söhnte den König mit dem Herzoge von Burgund aus. Paris öffnete seine Thore dem Marschall von Lile-Adam (1436), und ein Jahr später hielt der König daselbst seinen feierlichen Einzug. «Der Ritter Johann Dülon, der der «Jungfrau Stallmeister gewesen war, hielt das «Pferd des Königs am Zaum. Xintrailles trug «vor ihm her den königlichen, mit einem Kranz «von Lilien geschmückten Helm, und der Bastard «von Orleans, der berühmte Dünois, mit einer von «Gold und Silber glänzenden Rüstung bedeckt, führte «das Heer des Königs an.»

Wir haben sehr viel Unglück erlebt; unsere Voreltern weniger? Nach Karls des VI. und VII. Regierung giebt uns Herr von Barante das Gemälde von Ludwigs des XI. Tyrannei. Die Kriege in Italien und Franz des I. Gefangennehmung kommen bald darauf, und dann folgen die wüthenden Auftritte der Ligue. Erst nach den Unruhen der Fronde kömmt Frankreich wieder zu Athem; denn wenn auch Ludwigs des XIV. Kriege das Land erschöpften, so störten sie doch nicht dessen Ruhe. Diese Ruhe währte unter Ludwig dem XV. fort, und bemerkenswerth ist, daß jemehr die Kultur der Völker zunimmt, desto mehr auch ihr Wohlstand wächst. Die ungeheuren Stürme der Revolution sind nach einem innern Frieden von anderthalb Jahrhunderten losgebrochen. Sie haben Gesetze und Sitten geändert, den Gang der

Civilisation jedoch nicht aufgehalten. Es lebt eine neuere Geschichte auf. Welches werden die handelnden Personen derselben seyn? Wir wollen ihnen einen Geschichtschreiber wünschen, der, wie Herr von Barante, von Königen ohne Verdruß, von Völkern ohne Schmeichelei spricht, und die Menschen weder genug hoch, noch genug gering schätzt, um die Wahrheit zu entstellen.

Ueber die Geschichte der Kreuzzüge,

von

Herrn Michaud,

Mitgliede der französischen Akademie.

Oktober 1825.

Es gehen unter unseren Augen merkwürdige Dinge vor. Während eine ungeheure Bewegung die Völker neuen Schicksalen entgegenführt, während eine schläfrige Politik es vernachläßigt, den Ueberrest alten Glaubens und alter Staatseinrichtungen an die Interessen der neuen Gesellschaft zu knüpfen, wirft sich die Gesellschaft mit gleichem Feuer auf das Vergangene, um es ken-

nen zu lernen, und auf die Zukunft, um sich ihrer zu bemächtigen.

Es ist wirklich eine auffallende Eigenheit unserer Zeit, daß die große Thätigkeit, welche in den jetzigen Generationen arbeitet, sich nicht mehr, wie in den ersten Tagen unserer Versuche, in das Feld der Theorien verliert. Man giebt sich geduldig, und das ist viel Muth, in die Umgestaltung der Lehre durch das Studium der Thatsachen, während man, um den eingeschlagenen Weg nicht zu verlieren, sich mit allen Aussprüchen der Geschichte vorsichtsweise bekannt macht.

Mit dieser Absicht von Klugheit verbindet sich zugleich die, Trost zu gewinnen. Jene eifrige Bearbeitung der Geschichte, jenes Eindringen in die Monumente der ältesten Zeiten kömmt zum Theil von dem allgemeinen Bedürfniß, der Gegenwart sich zu entrücken. Diese Gegenwart ist auch wirklich allen starken Geistern drückend; so fremde ist sie ihnen, so wenig passen sie zu den Zeitgenossen, die sich vor ihren Augen bewegen, zu den Dingen, die vor ihnen geschehen. Es ist, als müßte man das edle schöne Frankreich, so wie es durch Staatsmänner, die diesen Namen verdienen, werden könnte, in der Geschichte suchen, und in ihr Nahrung für jenen Selbststolz

finden, der, was man auch versuchte um ihn zu ersticken, doch stets in uns fortleben wird. Man muß also als eine edle Verabredung der Vaterlandsfreunde jene bemerkenswerthe Vorliebe unserer Zeit für geschichtliche Forschungen, für das Studium der Nationalsagen und Denkmäler, betrachten.

Eine brüderliche Uebereinstimmung scheint jene, welche lesen, und die, welche schreiben, zu beseelen. Die Geschichte älterer Zeiten, durch Männer unserer Zeit geschrieben, zieht das Band verwandtschaftlicher Annäherung noch fester zusammen; in diesem historischen Verkehr kommen die, welche Erinnerungen bewahren, und jene, welche Hoffnungen nähren, einander näher; er wird auf doppelte Weise Beschäftigung der älteren Männer, welche den Angelegenheiten des Staates sich gewidmet hatten, und der Jüngeren, welche diese Laufbahn noch durchzulaufen haben; Schmerz und Ehrgeitz, beide edel, sind ihnen gemeinschaftlich. Von der Gegenwart verdrängt durch eine engherzige Politik, finden sie sich in der Zeit, die nicht mehr ist, wieder zusammen.

Es sind vor allen einige alte Franzosen, denen der Trost, die Geschichte Frankreichs zu schreiben, jetzt gleichsam insbesondere als eigen angehört. Es sind jene Veteranen unter den

Verbannten, welche weit von dem durch ihre Ausdauer emporgehobenen Thron hinweg gestoßen, in ihrer Verweisung nur neuen Eifer zu neuen Diensten schöpfen, und vom Pallast der Könige zurückweichend, unter der Oriflamme sich versammeln, um Frankreichs Ruhm zu verkünden.

Unter diese alte Fahne geflüchtet, schreibt Herr Michaud seine Geschichte der Kreuzzüge. Der Gedanke der Unternehmung, und der Beifall, den sie erhält, spricht zur Ehre des Verfassers; er hat sein Werk ungeachtet aller Anstrengungen eines unseren politischen Stürmen nicht fremden Lebens vollendet. Wenn das Publikum das Werk mit tief empfundener Gerechtigkeit aufnahm, so geschah es, weil der Verfasser jene treue Anhänglichkeit an Grundsätzen bewährte, welche immer schätzbar ist, und immer nur zu einer Parthei hält, weil er jene Höhe des Gefühls und jenen richtigen Verstand bewieß, mit welchen man die Meinung aller Menschen gewinnt.

Die Geschichte der Kreuzzüge, deren vierte Auflage wir anzeigen, ist die glückliche Frucht jenes glücklichen Vereins von Eigenschaften. Obgleich zu verschiedenen Zeiten, mit Unterbrechungen, stückweise geschrieben, bildet sie doch ein regelmäßiges Ganzes. Nur ein Geist lebt und webt in dem Ganzen der verschiedenen in einander greifenden Erzählungen.

Wir haben unsere Meinung über das Buch bereits ausgesprochen, welches zur Zeit des Zwiespaltes einstimmiges Lob ärntete. Diese neueste Auflage beweiset die unermüdliche Thätigkeit des Verfassers, welcher manches zugesetzt, geändert, und, von dem Ueberblick der allgemeinen Begebenheit mehr ergriffen, jeder einzelnen Thatsache mehr Bestimmtheit und Klarheit gegeben hat.

Da Herr Michaud die am meisten romantische Epoche der neuen Geschichte, Sitten, die erhaben und kindlich zugleich waren, Verbrechen, Tugend und Religionseifer zu schildern hatte, so urtheilte er ganz richtig, daß ein solches, durch Namen, Erinnerungen und Folgen so anziehendes Gemälde nichts weiter bedurfte, als Einfachheit. Er hat vorzüglich den Vortheil erkannt, die alten Chroniken gebrauchen zu können, ihre derben Ausdrücke manchmal bei den glanzvollen Thaten, die sie erzählen, einmischen zu können; mit der Einfalt von Einsiedlern die heldenmüthigsten Ritterthaten erzählen zu lassen. Immer ist es ein Geschichtschreiber, dessen Leitung man folgt, manchmal auch ein Pilger, dem man zuhört.

Die vollständige Geschichte der Kreuzzüge bot dreierlei Schwierigkeiten dar: ihre ursprüngliche Veranlassung anzudeuten; in dem Staube so vieler Tausenden von Menschen die Spuren der ersten nach

dem heiligen Land gerichteten Schritte aufzufinden; endlich nach dieser vorbereitenden Forschung Ordnung und Zusammenhang in diese Reihefolge von Wanderungen und Unternehmungen zu bringen, welche später schon nicht mehr dieselben Beweggründe hatten, welche ihnen in der ersten Zeit zum Grunde lagen.

Sodann blieb des Philosophen Aufgabe nach jener des Geschichtschreibers zu lösen; es mußten die Resultate beurtheilt werden, nachdem die Ereignisse berichtet waren; es mußten mit unbefangenem Auge die irdischen Folgen der religiösen Kriege, die gewaltigen Anstrengungen der damaligen rohen Zeit zur Hervorbringung der Civilisation betrachtet werden, in deren letzteren Namen man sie nur zu oft beschuldigte.

Nun dünkt es uns, der Verfasser habe die ersten Ursachen der Kreuzzüge richtig aufgefaßt, sie sind zwar einfach, erfordern aber gründliches historisches Studium, will man sie auffinden. Der zur Zeit der Kreuzzüge schon unter den Christen bestandene Gebrauch, nach dem Grabe des Heilandes zu wandern, ist freilich ein gar friedlicher Ursprung für jene Kriegswuth, welche die Völker Europas jenen Asiens entgegen stürzte. Allein doch ist dieß der eigentliche Ursprung der Sache, und ist bis zur Anschaulichkeit erwiesen durch die allmählige Erzählung des Verfassers von

den frommen Reisen, welche mit dem Pilgerstabe begannen und mit dem Schwerte endeten. Der Erzählung folgend, sieht man fort und fort die Zahl wachsen, und am Ende erscheinen uns die Kreuzzüge blos als Wallfahrten von fünzigtausend bewaffneten Christen.

Wenn man bei einem Gegenstand bis auf den tiefsten Grund der Sache eingeht, so ist es natürlich, daß die Einkleidung als eine treue Sklavin sich nach dem bearbeiteten Gegenstande gestaltet. Für die Schreibart der Geschichte der Kreuzzüge gab es nur eine Schwierigkeit; nämlich durch das Dichterische des Gegenstandes sich nicht hinreißen zu lassen, um eine falsche Muse zu wählen. Herr Michaud ist dieser Klippe ausgewichen; indeß hat er doch seinen handelnden Personen Leben und Bewegung beizubehalten gewußt. Wo es erforderlich ist, hat seine Sprache Glanz, ohne unnatürlich zu werden.

Ungeachtet der Sparsamkeit in Verzierungen, welche der Ernst des Geschichtschreibers der Begeisterung des Dichters vorzeichnete, trifft man doch sehr oft auf die Vereinigung des Verstandes, welcher belehrt, mit der Einbildungskraft, welche kolorirt. Unter mehreren Darstellungen wollen wir jene von der Abfahrt der Kreuzfahrer nach dem geendigten Concilium von Clermont herausheben. Sie flößte uns jenen Enthusiasmus ein, der nur

jugendlichen Menschen oder Völkern zusteht, und der die Kreuzfahrer bewog, alles um einer langen Fahrt nach einem Grabe willen zu verlassen.

«So wie der Frühling erschien, sagt der Verfasser, konnte nichts mehr die Begierde der Kreuzfahrer bändigen: sie setzten sich in Bewegung nach den Versammlungsplätzen. Die meisten giengen zu Fuß. Unter der Menge sah man hie und da auch Reiter und Leute, die auf Wägen mit Ochsen bespannt einherzogen; andere wanderten dem Meere entlang, oder fuhren in Booten die Flüsse hinab; sie waren auf mancherlei Weise gekleidet, mit Lanzen, Schwerdtern, Wurfspießen, eisernen Keulen u. s. w. bewaffnet. Die Kreuzfahrer boten ein Gemengsel aller Stände und Klassen dar; auch bewaffnete Weiber sah man mitten unter den Kriegern. . . . Greise sah man neben Kindern, Reiche neben Armen, den Helm neben der Kutte, die Bischofsmütze bei dem Schwerdt, den Herrn nebst Leibeigenen, den Herrn und den Knecht. Bei Städten, festen Schlössern, in den Ebenen, auf Bergen sah man Zelte für die Ritter, Altäre in der Eile erbaut, zur Abhaltung des Gottesdienstes; überall erblickte man festlichen und kriegerischen Prunk. Hier übte ein Heerführer seine Krieger, dort predigte ein Priester seinen Zuhörern das Wort Gottes: hier ertönten die Trompeten und Schalmeien, dort Psalmen und fromme Gesänge.

«Von der Tiber bis zum Ozean, vom Rhein bis zu «den Pyrenäen, begegnete man überall nur Haufen «mit dem Kreuze bezeichneter Menschen, welche «schwuren, die Sarazenen auszurotten, und im «Voraus ihre Siege feierten. Von allen Seiten «erscholl das Losungswort der Kreuzfahrer: Gott «will's, Gott will's.

«Die Väter führten ihre eigene Kinder an, «und nahmen ihnen den Eid ab, zu siegen oder zu «sterben für den Heiland. Die Krieger entrißen «sich den Armen ihrer Weiber und Verwandten mit «der Zusage, daß sie als Sieger wiederkehren wür-«den. Weiber, Greise, welche in ihrer Schwäche «ohne Unterstützung zurückblieben, begleiteten ihre «Söhne oder Gatten bis zur nächstgelegenen Stadt, «und nahmen, da sie sich von ihnen nicht zu trennen «vermochten, dort auch den Entschluß, mit nach «Jerusalem zu ziehen. Diejenigen, welche in Eu-«ropa zurückblieben, beneideten das Schicksal der «Kreuzfahrer, und konnten nicht Meister über ihre «Thränen werden. Diejenigen, welche nach Asien «dem Tod entgegen giengen, waren voll Hoffnung «und voll Freude.

«Unter den Pilgern, die von den Ufern des «Meeres aufgebrochen waren, bemerkte man viele «von den Inseln des Ozeans. Ihre neue Kleidung «und Bewaffnung erregte allgemeine Neugierde und «großes Erstaunen; sie redeten eine Sprache, die

«niemand verstand, und zum Zeichen, daß sie Chri-
«sten waren, legten sie einen Finger quer über den
«andern, in Gestalt eines Kreuzes. Vom Beispiel
«und einer Art allgemeiner Begeisterung ergriffen,
«zogen ganze Familien, ganze Dorfgemeinden nach
«Palästina, sammt Hauseinrichtung, Mobilien u. s. w.
«Die Aermsten zogen fort ohne alle Vorsichtsmaßre-
«geln; sie glaubten, der die kleinen Vögel ernähre,
«werde Pilger mit dem Kreuze auf der Brust nicht im
«Stiche lassen. Ihre Unwissenheit vermehrte die
«Täuschung und lieh allem, was sie sahen, den An-
«strich der Zauberei, des Wunders; immerfort wähn-
«ten sie, am Ziel ihrer Pilgrimschaft zu seyn. Die
«Kinder der gemeinen Leute fragten, so oft sie eine
«Stadt oder ein Schloß erblickten, ob das Jeru-
«salem sey. Die großen Herren, die ihr Leben auf ih-
«ren alten Schlössern zugebracht hatten, wußten nicht
«mehr davon, als ihre Vasallen; sie führten ihr
«Geräthe zur Jagd und zum Fischfang mit sich, und
«zogen mit Hunden, und mit Falken auf der Faust
«einher. Sie hofften, unterwegs bis Jerusalem
gut zu schmausen, und den Asiern die Prachtliebe
«ihrer Heimath zu zeigen.

«Mitten in dem allgemeinen Taumel verwunderte
«sich niemand über das, was heutzutage unser Er-
«staunen erregt. Diese sonderbaren Auftritte, wo
«jedermann handelnde Person war, sollten einst ein
«Schauspiel für die Nachwelt geben.»

Auch heute noch fände man auf gewisse Weise etwas von dem begeisterten Gefühl für einen neuen Kreuzzug; leicht würde Griechenland den Enthusiasmus des Christen, und des Bewunderers von Ruhm und Kunst erwecken. Aber die Regierungen sind nicht mehr mit den Völkern von gleichem Charakter; sie sondern sich von ihnen ab, und aus dieser Trennung müssen nothwendigerweise in der Folge Revolutionen entstehen. Peter der Einsiedler brachte die ganze Welt in Bewegung durch die bloße Erzählung der Leiden, welche die nach dem heiligen Lande wandernden Pilger erduldeten. Wenn heutzutage Schiffe mit christlicher Flagge auf die Märkte der Muselmänner Christenweiber und Kinder bringen, deren Gatten und Väter von der Hand der Ungläubigen fielen, so findet man diesen Handel ganz natürlich. Aber die Nachwelt wird nicht so urtheilen. Diese Gleichgültigkeit einer engherzigen Politik wird bestraft werden: Griechenland wird sich ohne fremde Hülfe retten, oder mit Hülfe einer Regierung, welche dem Festlande Europas jene Früchte zu entziehen wissen wird, die es aus einer großmüthigen Anstrengung zu Gunsten eines unterdrückten Volkes hätte schöpfen können.

Einstweilen wollen wir, um edlen Gefühlen zu begegnen, die Geschichte der Kreuzzüge wieder nachlesen. Die Geschichte war schon da, aber zerstreut, nicht im Zusammenhang. Herr Michaud hat das Ganze zusammengestellt: es ist ein Gemälde, das seinen Meister fand.

E n d e.

Inhalt.

Erstes Bändchen.

	Seite
Vorrede	3
Ueber England und die Engländer	7
Versuch über die englische Literatur	
Young	28
Schakspeare	52
Beattie	83
Mackenzie	97

Zweites Bändchen.

Ueber die Urgesetzgebung	3
Fortsetzung	22
Ueber den Frühling eines Verbannten	57
Ueber die Lebensbeschreibung Jesu Christi	93

Drittes Bändchen.

	Seite.
Ueber Rollins Werke	3
Ueber die politisch-moralischen Versuche	21
Ueber die Memoiren Ludwigs XIV.	38
Ueber Gelehrsamkeit und die Gelehrten	60
Ueber Labordes Reise nach Spanien	84

Viertes Bändchen.

Ueber die literarischen Annalen von Düssault.	3
Ueber das Leben Malesherbes von Boissy D'Anglas	20
Das Panorama von Jerusalem	38
Die Reise nach der Levante von Forbin	42
Ueber einige historische und literarische Werke.	58
Fortsetzung	69
Ueber einige Romane	74
Ueber die Reise des Herrn von Humboldt	78
Die Geschichte der burgundischen Herzoge, von Barante	86
Fortsetzung	102
Die Geschichte der Kreuzzüge, von Michaud	120

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Chateaubriand, François-René <<de>>, / Kronfels, Friedrich Karl <<von>>. / Schnezler, Franz Xaver,

Sämmtliche Werke des Vicomte v. Chateaubriand, Pair von Frankreich nach der neuesten Orig.-Ausg. übers

Bd.: 46

Freiburg im Breisgau 1829

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Gall.457(13

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11089843-4